LIBRARY OF CONGRESS THE

3330 6

Reisen

durch die

vereinigten Staaten von Amerika.

——— Weimdel

Herausgegeben

von

M. Buhle.

Zweiter Band,
welcher den dritten und letzten Theil
enthält.

Nürnberg,
in der Raspeschen Buchhandlung,
1808.

LIBRARY OF CONGRESS
CITY OF WASHINGTON

Inhalt des zweiten Bandes

welcher

den dritten und letzten Theil

enthält.

Seite

Interessante Bemerkungen über Pensilvanien — Quäcker — Philadelphia — Lebensart der Einwohner — die Art, wie sich die neuen Pflanzer anbauen — Indianer — — — 3 bis 67

Geschichte der Gräfin von Burke, oder die Reise zur See von Cette nach Barcelona — — — 68 bis 102

Seite

Reise in das Land der Buschmänner im südlichen Afrika – – 103 bis 158

Reise durch Asien – – 159 bis 216

Reisen

durch

die vereinigten Staaten von Amerika.

Zweiter Band

welcher

den dritten und letzten Theil

enthält.

Interessante Bemerkungen

über

Pensilvanien — Quäcker — Philadelphia — Lebensart der Einwohner — die Art, wie sich die neuen Pflanzer anbauen — Indianer.

Die größte und ansehnlichste Provinz ist ohnstreitig Pensilvanien, welches seinen Namen von einem gewissen Wilhelm Pen, dem Stifter dieses Staates, hat. Das Land hat 2,148 Quadratmeilen, wovon aber kaum der sechste Theil angebaut ist.

Die Hauptstadt ist Philadelphia; ein Name, welcher Bruderliebe bedeutet. Hier ist der Grund und die Geschichte dieser Bruderliebe, und der Ursprung des Staates und der Stadt.

Gegen das Jahr 1642, da die Religionsstreitigkeiten in England am heftigsten waren, erhub sich ein gewisser George Fox, der Sohn eines Seidenwebers, ein Schwärmer, welcher nach Art der Apostel, wie er sagte, zu predigen anfing; das heißt, ohne jemals Wissenschaften getrieben zu haben. Er war etwa fünf und zwanzig Jahr alt, fromm, andächtig und von strengen Sitten. Vom Kopf bis zu den Füßen in Leder gekleidet, vermuthlich um Johannes den Täufer nachzuahmen, lief er im ganzen Lande umher, und predigte gegen den Krieg und die Klerisei. Die Klerisei ist furchtbar, sagt Jemand; mein guter Fox mußte ins Gefängniß wandern, und ward vor den Friedensrichter geführt. Fox, der nach den strenggenommenen Lehren der Bibel behauptete, daß alle Menschen gleich sind, nahm auch vor keinem Menschen die Mütze ab, und so erschien er auch vor dem gestrengen Richter mit seiner ledernen Mütze auf dem Kopf. Ein Scherge gab ihm eine Ohrfeige, und sagte ihm: Weißt du, Lumpenkerl, nicht, daß man vor dem Herrn Richter die Mütze abnehmen muß? Fox hielt ihm die andere Wange hin, und bat sich um Gottes willen auch auf

diese eine Maulschelle aus. Seine Absicht war, das Gebot Jesu zu erfüllen: Wenn dich Jemand auf die eine Wange schlägt, halte ihm auch die andere hin. Eine Lehre, die man ohnmöglich streng buchstäblich nehmen kann, weil jeder muthwillige Bube dadurch zu allerlei Ausgelassenheiten verleitet werden würde. Der Friedensrichter wollte ihn schwören lassen, ehe er die Untersuchung anfinge. Freund, sagte ihm Fox, Du mußt wissen, daß ich niemals schwöre und den Namen Gottes nie mißbrauche. Man sieht an dem Du den Grundsatz der Gleichheit, und an der übrigen Antwort, daß Fox jene Lehre: Du sollst den Namen Gottes nicht mißbrauchen; und: Schwöret nie ꝛc. zu beobachten gedachte. Da der Richter hörte, daß sein Inquisit ihn dutzte, schickte er ihn ins Narrenhaus, und befahl, ihm das Willkommen zu geben. Fox preisete Gott, und ging ruhig, und die Verordnung des Richters ward pünktlich an ihm vollzogen. Nachdem er seine Zahl Hiebe bekommen, bat er die Häscher, ihm noch einige Streiche als Zugabe aufzuzählen, womit denn auch die Herrn nicht karg waren, und so bekam er eine doppelte Ladung. Er dankte freundlich, und nun fing er an, die Hä-

scher zu ermahnen. Anfänglich lachte man, dann hörte man ihm zu, dann bekehrten sich einige, und die Häscher des Predigers waren mit seine ersten Schüler. Als er losgelassen worden war, ging er nach wie vor durchs Land, nicht ohne ähnliche Abentheuer zu erfahren. Eines Tages, als man ihn an den Schandpfahl gebracht, predigte er beim zusammengelaufenen Pöbel so erbaulich und mit solchem Erfolge, daß einige funfzig Zuhörer sich bekehrten, und daß die andern alle sich seiner annahmen, ihn mit stürmender Hand losmachten, den anglikanischen Pfarrer, der dem Fox zum Schandpfahle verholfen hatte, herholten, und an dessen Stelle anschlossen.

Nach den buchstäblich streng verstandenen Lehren des Evangeliums verdammte er den Krieg, und es gelang ihm, einige Soldaten des Cromwell's zu bekehren, die sogleich die Waffen niederlegten und ihre Fahnen verließen. Dies zog ihm und seinen Anhängern neue Verfolgungen zu, man füllte mit den Andächtigen die Gefängnisse; umsonst, sie wurden dadurch nur noch mehr in ihrem Glauben bestärkt, und machten immer neue Proselyten; was iedesmal die Wirkung der Verfolgung ist.

Fox hielt sich für inspirirt; d. h. er glaubte, daß Gott ihm, durch eine unmittelbare Einwirkung auf seinen Verstand und sein Herz, die Gedanken, die Triebe und den Muth gäbe, die er bei sich fand. Dieser Wahn machte ihn noch feuriger, und erzeugte bei ihm, wenn er redete, heftige und wunderbare Gebehrden und krampfhaften Bewegungen, die ein Zittern verursachte. Seine Anhängern, die von seinem Enthusiasmus angesteckt waren, ahmten bald diese Bewegungen nach, daher sie den Namen der Quäcker, welches im Englischen so viel heißt, als Zitterer, bekamen. Man will sagen, daß diese Schwärmer sich mit Wundern zu versehen wußten.

Fox sagte einstens in einer zahlreichen Versammlung öffentlich zu einem Friedensrichter: Freund, sieh Dich vor; Gott wird Dich bald strafen, daß Du seine Heiligen verfolgest. Dieser Richter, sagt die Geschichte, war ein Trunkenbold, der sich alle Tage in Brandwein vollsoff, und zwei Tage darauf an einem Schlagfluß starb, da er eben einen Befehl, einen Quäcker zu verhaften, unterzeichnet hatte. Man hielt, heißt es, diesen Tod für die Erfüllung der

Prophezeihung, oder wohl gar für die Wirkung der Drohung des frommen Mannes, und also für ein Wunder, das der Sekte eine Menge Anhänger gewann. Cromwell, der Soldaten brauchte, und durch Gewalt über die Quäcker, die ihm seine Rekrutirung schmälerten, nichts anhaben konnte, versuchte sie zu bestechen, und bot ihnen Geld an; allein, sie ließen sich nicht blenden, und er gestand, dies sey die einzige Religion, über welche er mit Guineen nichts vermocht hätte.

Die Sekte also hatte zum Grundsatz, die Gebote des Evangeliums nach der Strenge des Buchstabens zu erfüllen. Deshalb schworen sie nie; auch nicht vor Gerichten, und man versichert, daß ihr bloßes Ja oder Nein zuverläßig war. Sie trugen die Waffen nicht, erwiederten und rächten keine Beleidigungen, wehrten sich nie gegen einen Angreifenden; sondern erduldeten alles mit Gleichgültigkeit. Man sollte glauben, daß solche Menschen nicht bestehen könnten, und doch sind sie bestanden, und bestehen jetzt noch. Sie hielten alle Menschen für gleich untereinander, deswegen nahmen sie niemals

den Hut ab, und dutzten Jedermann, Geringe und Große, Richter, Fürsten und Könige; alles war ihnen gleich, und ist es noch. Aus evangelischer Simplicität haben sie von ihrer Tracht alles, was einem Zierrathe ähnlich ist, als Schnallen in den Schuhen, Knöpfe an den Kleidern, Krempen an den Hut, weggeschaft. Die Haare tragen sie schlicht und hängend. Sie haben mit unsern Herrnhutern und Mährischen Brüdern viel Aehnlichkeit.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nicht lange nach Fox, machte der berühmte Pen sich in England bekannt. Er war der einzige Sohn des Lord Pen, Viceadmirals von England. In seinem funfzehnten Jahre traf er zu Oxford, wo er studierte, mit einem Quäcker zusammen, ließ sich von ihm bereden, und da er selbst sehr feurig war, gelang es ihm bald, einige von seinen Gespielen zu bereden, und im sechzehnten Jahre schon war er das Haupt und der Stifter einer Quäckrischen Gemeine.

Nach geendigten Studien kam er nach Hause; statt vor seinem Vater, nach der englischen

Sitte, zu knieen, um sich seinen Segen zu erbitten, trat er vor denselben mit dem Hute auf seinen Kopf, und sagte ihm: Freund, es ist mir lieb, Dich wohl zu sehen. Der Vater wandte alle ersinnlichen Mittel an, seinen Sohn zu der standesmäßigen Lebensart zurück zu bringen; der Sohn beantwortete aber die Vorstellungen seines Vaters mit Ermahnungen, daß er sich bekehren sollte. Der Vater bat ihn, er möchte doch nur die Gefälligkeit haben, dem Könige und dem Erbprinzen aufzuwarten, den Hut vor ihnen abzunehmen und sie nicht zu dutzen. Wilhelm antwortete, daß er das mit gutem Gewissen nicht thun könnte. Darauf jagte der erzürnte Vater ihn aus dem Hause, und der Jüngling dankte Gott, der ihn würdigte, für die Ehre Gottes zu leiden, ging in die Stadt, predigte, und gewann eine Menge Proselyten.

Fox hörte von Pen, freute sich seiner, eilte zu ihm nach London, und beide beschlossen, in fremde Lande zu ziehen, um dort auch die Menschen zu bekehren. Ihr erster Zug ging nach Amsterdam, wo sie mit vielem Erfolg ihre Lehre verbreiteten.

Pen's Vater starb, er erbte ein großes Vermögen. Die Krone war ihm viel schuldig; er mahnte, und statt des Geldes verlieh man ihm die Souverainetät einer amerikanischen Provinz, nämlich des heutigen Pensylvaniens, das nun seinen Namen führt, und wo er die Stadt Philadelphia baute. Es geschah 1681.

Sein erstes war, ein Bündniß mit den Eingebohrnen zu machen; das einzige, sagt die Geschichte, unter allen Bündnissen der Völker, das nicht beschworen wurde, und das einzige, das man nie brach. Wilhelm Pen machte sehr weise Gesetze, deren keins bis jetzt aufgehoben oder geändert worden ist. Das erste ist, daß man Niemanden der Religion wegen beunruhigen, sondern alle die, die einen Gott glauben, für Brüder halten soll.

Kaum war er mit den Einrichtungen zu seiner Regierung fertig, als mehrere amerikanische Kaufleute herzueilten und diese neue Kolonie bevölkerten. Die Eingebohrnen, die sonst, und vor allen andern Europäern, in die Wälder flohen, gewöhnten sich bald zu den friedfertigen Quäckern, und liebten diese so treulich, als sie

die andern Christen, die Eroberer und Zerstörer ihres Vaterlandes, haßten, und viele hielten um die Erlaubniß an, seine Unterthanen zu seyn. Es war, sagt die Geschichte, ein sonderbares und noch nie gesehenes Schauspiel: ein Souverain, den ein jeder duzte, und mit dem Hut auf dem Kopf anredete; ein Volk ohne Priester (denn die Quäcker haben weder Priester noch Sakramente, keine Taufe, kein Abendmahl); eine Nation ohne Waffen; gleiche Bürger, mit dem einzigen Unterschiede des obrigkeitlichen Ansehens; und Nachbarn ohne Neid. Man konnte von Wilhelm Pen behaupten, daß er das goldene Zeitalter in die Welt gebracht hätte. Er ward von allen seinen Pensilvaniern kindlich verehrt und geliebt, und starb 1718 zu London, wohin die Angelegenheiten seiner Kolonie ihn gerufen hatten.

Die Quäcker haben ihre Andachtsversammlungen, aber keine Priester, keine Prediger, keinen Altar; Jedermann, der da glaubt, etwas vorzutragen zu haben, oder dem der Geist etwas eingibt, wie sie sagen, tritt auf, und spricht, was ihm einfällt.

In Philadelphia und Pensylvanien haben alle Religionen freien Zutritt und Uebung. Auch findet man in der Stadt, die schon im Jahre 1769, da sie noch nicht hundert Jahr alt war, 30,000 Einwohner hatte, drei Versammlungshäuser der Quäcker, zwei englische Kirchen, zwei für die Presbyterianer, eine für die vereinigten Brüder, zwei lutherische, zwei reformirte, eine katholische und eine für die Anabaptisten oder Wiedertäufer, eine Sekte der Christen, die nicht, wie wir, die Kinder in den ersten Tagen, sondern nur dann taufen, wann wir die unsrigen zum Abendmahl zulassen.

Man findet hier noch eine Akademie, eine medicinische Schule, eine gelehrte Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, eine deutsche Gesellschaft, eine öffentliche Bibliothek, und viele Künstler und Kaufleute.

Um die Quäcker kennen zu lernen, sagt ein Reisender in London, ging ich zu einem derselben, und fragte ihn: Ist es wahr, mein Herr, daß Sie nicht getauft sind?

Quäcker. Nein, das bin ich nicht, und keiner meiner Mitbrüder ist es.

Reisender. Wie! also sind Sie denn nicht einmal Christen?

Q. Warum nicht? wenigstens bestreben wir uns, gute Christen zu seyn. Das Christenthum besteht doch wohl nicht darin, daß man einem Kinde ein wenig Wasser auf dem Kopf schüttet?

R. Haben Sie denn aber vergessen, daß Jesus Christus selbst vom Johannes getauft ward?

Q. Das wissen wir recht gut; wir wissen aber auch, daß er selbst niemanden getauft hat. Wir sind aber auch nicht die Schüler Johannes des Täufers, sondern Christi. Die Taufe ist eine jüdische Ceremonie, und die Christen müssen sich der jüdischen Ceremonie enthalten. Auch sagte Johannes selbst: "Ich taufe Euch zwar mit Wasser, der aber nach mir kommt, und mächtiger ist als ich, der wird Euch mit Feuer und mit dem heiligen Geist taufen." Und Paulus sagt zu den Corinthiern: "Christus hat mich nicht zum Taufen, sondern das Evangelium zu predigen gesandt."

R. Wie halten Sie's denn aber mit dem Abendmahle?

Q. Wir halten es damit gar nicht, wir haben keines; keine andre Kommunion, als die der Herzen. Die Sakramente sind bloße menschliche Erfindungen, und das Wort Sakrament steht nirgends in der Bibel.

Du wirst mir gestehen, daß Du kaum das Lachen hast verbeißen können, als ich alle Deine Komplimente und Kratzfüße mit Du und dem Hute auf dem Kopfe erwiedert habe. Du wirst aber selbst wohl wissen, daß zu Christi Zeiten kein einziges Volk auf Erden so närrisch war, eine einzelne Person mit Sie oder Ihr, als wenn sie eine Versammlung wäre, anzureden, oder sie Herr zu nennen. Aus diesem Grunde, und um die unsinnige Titelsucht desto sicherer zu vermeiden, reden wir alle Menschen mit Du an.

Aus christlicher Demuth, und um uns zu erinnern, daß wir nicht so, wie die andern Christen leben sollen, tragen wir uns in unserer Kleidung etwas anders als sie.

Wir schwören nie, weil wir immer die Wahrheit sagen, und so ist unser Wort genug.

Wir haben keine Prozesse; denn wir leiden lieber Unrecht.

Wir gehen nie in den Krieg; nicht daß wir den Tod fürchteten; nein, wir danken dem ewigen Wesen, wenn es uns zu sich versammelt. Aber wir sind keine Tiger, keine Löwen oder reißende Hunde, sondern Menschen und Christen. Unser Gott gebietet uns, unsre Feinde zu lieben, und ohne Murren zu dulden, und will gewiß nicht, daß wir die Menschen, unsre Brüder, erwürgen. Wir seufzen, wenn man in London mit so vielem Gepränge für erfochtene Siege Dankfeste feiert.

Den Sonntag stieg meine Verwunderung, sagt der Reisende, als mein Quäcker mich in seine Kirche führte. Da saßen etwa vierhundert Mannsleute unter ihrem großen runden Hut versteckt, den sie alle aufbehalten hatten; und dreihundert Weiber mit ihren Fächern vor dem Gesicht. Alles war äußerst stille; ich ging zwischen ihnen durch, ohne daß einer die geringste Bewegung gemacht hätte, mich anzusehen. Nach einer Viertelstunde stand einer auf, nahm den Hut ab, und salbaderte etwas, das Gotteswort seyn sollte. Als er ausgeredt hatte, ging die Versammlung auseinander. Ich fragte meinen

Füh-

Führer, warum die Verständigen unter ihnen solchen Unsinn duldeten.

Quäcker. Das müssen wir, denn wir können nie vorher wissen, ob der, welcher auftritt, vom heiligen Geist oder von seiner eignen Thorheit inspirirt ist. Deswegen hören wir alles geduldig an, und selbst Weiber dürfen in unsrer Versammlung reden. Zuweilen fühlen zwei oder drei zugleich den Trieb des Geistes, und da gehts im Hause des Herrn ziemlich verworren zu.

Reisender. Also haben Sie keine Priester oder Prediger in Ihren Versammlungen?

Quäcker. Nein, Freund! und dabei befinden wir uns recht wohl. Bewahre uns Gott, daß wir uns je unterfingen, dem heiligen Geiste zu befehlen, diesen oder jene gerade um die oder die Stunde am Sonntage zu erleuchten, und jeden andern zu übergehen!

In dem letzten Kriege, in welchem die Engländer die Amerikaner zu unterdrücken suchten (zwischen 1776 und 1783), und die letztern ihre Freiheit und Unabhängigkeit erfochten, öffnete der Sieg des englischen Generals Howe

ihm den Zugang zu Philadelphia. Seinen Marsch und seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt signalisirte er durch Verwüstung, Brand und Plünderung. Bei diesen Vorfällen hielt die Gesellschaft der Freunde, ihrer Gewohnheit nach, die Versammlung, die den Namen führte, Leiden und Geduld, deren Absicht ist, von allen Mitgliedern liebreiche Beiträge zu sammeln, und eine Kasse zu errichten, woraus sie den Dürftigen und Unglücklichen beistehen konnten. Verschiedene ihrer Aeltesten fuhren Wochen lang von einer Pflanzung zur andern, und sammelten Speck, Mehl und andere Bedürfnisse für diejenigen ein, welche durch die Wuth des Krieges in Noth versunken waren.

Während der Zeit, daß sie sich damit beschäftigten, wurde ihnen, wie sie sich ausdrücken, eingegeben, an den englischen General eine Deputation zu schicken, um, wo möglich, von ihm eine beßre Disciplin der Armee, oder einen Waffenstillstand, wenigstens den Winter hindurch, zu erhalten.

Walter Mifflin wurde dazu ernannt. Statt daß ihn die Schwierigkeiten und das ge-

fährliche Unternehmen hätte abschrecken sollen, übernahm er den Auftrag mit Freuden. Denn, dachte er, wer sich der Ausübung einer guten Handlung, sobald sie ihm zur Pflicht gemacht ist, weigert, der macht sich eines Verbrechens schuldig. Er reiste ab, und nahm zwei Briefe mit, in welchen seine Brüder den Einwohnern zu Philadelphia seinen Auftrag meldeten.

Bei der amerikanischen Armee war ein General gleiches Namens, Mifflin, der vor dem Kriege ein Mitglied der Gesellschaft gewesen war. Da er aber durch alle seine Beredsamkeit seine Mitbürger zum Kriege nicht bereden konnte; so sah er sich genöthiget, seine religiösen Meinungen aufzugeben, die Waffen zu ergreifen und sein Vaterland zu vertheidigen. Sobald unser Mifflin bei den ersten englischen Vorposten ankam, wurde er zu dem kommandirenden Offizier geführt. Wer seyd Ihr? und wo wollt Ihr hin? Ich heiße Mifflin, und will nach Philadelphia. — Mifflin! Mifflin! mich dünkt, es sey ein gewisser Thomas Mifflin als ein aufgeworfener General bei der Armee der Rebellen? Ist das etwa Euer Verwandter? — Ja, mein

Freund, das ist mein Cousin. Scheint Dir das ein Verbrechen zu seyn? — Wie unterstehst Du Dich, als ein offenbarer Rebelle, mich Deinen Freund zu nennen? Leute, bringt diesen Heuchler in die Wache, bis wir ihn zu dem Generalprofos schicken können, mit den andern gehenkt zu werden! Da wirst Du eine große Anzahl Rebellen finden, welche unter dem Schein der Demuth und Einfalt der Quäcker gesucht haben, in die brittischen Linien sich zu schleichen, und das Handwerk der Spione zu treiben. —

Du magst sagen, was Du willst, ich bin kein Spion. Es wird mir doch erlaubt seyn, es zu beweisen. —

Beweisen hin, beweisen her; säume hier nicht lange. Der Prozeß eines Rebellen, wie Du und Deines Gleichen, ist bald gemacht. Ein Strick, ein Nagel, ein Baum, und zwei brave Soldaten, mehr braucht's nicht.

Warum willst Du aber, mein Freund, so mit einem Menschen umgehen, den Du nicht kennst? Warum ihn eines Verbrechens beschuldigen, davon Du keine Beweise hast? Warum

ihm eine Strafe drohen, die er nicht verdient hat? Bin ich nicht Dein Bruder? —

Du mein Bruder! Gott bewahre mich vor solcher Brüderschaft! — Ich bin Dein Feind. Da hörst Du, was ich bin; und wenn ich lebe, so sollst Du es mit den Deinigen schon erfahren. Jetzt, da Euch der König seines Schutzes verlustig und für Rebellen erklärt hat; so gehört Euch sowohl, als Euern Weibern und Kindern, der Strick an den Hals. Ja, den verdient Ihr, auf die bloße Proklamation Georg's des Dritten. —

Dein König ist also grausam genug, so viele Personen, die ihm nichts gethan haben, zum Tode zu verdammen? —

Unser König ist der gerechteste und großmüthigste König. Er will das Land von dem republikanischen Saamen des alten Cromwell's reinigen, und es mit Leuten bevölkern, die ihm ewig treu seyn werden. —

Was meinst Du für Leute, die das Land besetzen sollen? —

Brave Schottländer.

Wie ist es denn gekommen, daß Ihr einen König aus Braunschweig geholt habt? Sind denn die Stuart's ganz vergessen?

(Die Stuart's waren nämlich aus Schottland, und wurden mit Jakob dem Zweiten und Letzten aus diesem Hause, durch Wilhelm den Eroberer, vom Throne gestoßen und aus England verjagt. Die Frage des Quäckers ist also ein Vorwurf an den Offizier, der als ein Schottländer die Treue seiner Landesleute rühmt, ob sie gleich ihren Landsmann, Jakob den Zweiten, und seine Nachkommenschaft verlassen haben.)

Offizier. Die Stuart's haben sich selbst in Vergessenheit gebracht, und haben niemals das Blut verdient, welches unsere Vorfahren häufig für sie vergossen haben. —

Sage mir also, braver Schotte, ist Deine Nation gekommen, uns unter den Fahnen Deines Königes zu erwürgen, in der Absicht, unsre Häuser wegzunehmen, unser Land zu pflügen, unsre Wiesen zu mähen, die wir uns durch unsern sauern Schweiß so theuer erkauft haben?

Warum nicht, mein Herr Amerikaner? Ihr seyd die von Gott verfluchten Kananiter; wir aber Gottes Lieblingsvolk. — (Das würde dem braven Soldaten schwer zu beweisen gewesen seyn.)

Ach mein lieber Schotte, die Juden haben viel gethan, was eben nicht gut nachzumachen ist. —

— Bursche, bringt den Kerl in die Wache. Er raisonnirt zu viel. Legt ihm die Schellen an; hört ihr? — Das wird wohl das erste Paar Manschetten seyn, mein Herr Quäcker, die er je getragen hat. —

Nachdem unser gute Mifflin das Gespötte und die bittersten Beleidigungen von den Soldaten hatte ausstehen müssen, ward er den folgenden Morgen zum Generalprofos gebracht. Da man aber beim Durchsuchen zwei Briefe bei ihm fand, wurde er als verdächtig in ein finsteres Gefängniß gesteckt, und die Briefe ins Hauptquartier geschickt. Hier lagen sie lange und wurden vergessen. Siebzehn Tage nachher fielen erst die Briefe durch einen sonderbaren Zufall in die Hände des Generals Howe. Er glaubte

darin etwas Geheimnißvolles zu finden, und befahl sogleich, ihm den Gefangenen vorzuführen.

Da er ins Zimmer des Generals trat, nahm er den Hut nicht ab. Dies befremdete den General, der ihn doch fragte, ob er Walter Mifflin hieße?

Miff. Ja, Freund Howe, das ist mein Name. —

Gen. Wo kommst Du her? —

Miff. Vom Generalprofos. —

Gen. Woher kamst Du, ehe man Dich dahin brachte? —

Miff. Aus der Grafschaft Kent.

Gen. Warum bist Du gekommen?

Miff. Um mit Dir zu reden.

Hier bemerkte der Adjutant, daß Mifflin den Hut aufhatte, ging geschwind auf ihm zu, riß ihm den Hut ab, und sagte voller Zorn zu ihm: "Lerne, Du grober Bauer, daß Niemand mit dem Generalfeldmarschall der großbritannischen Armee mit bedecktem Kopf redet. Am

wenigstens aber ein Rebelle und Gefangener, wie Du.„

Miff. Wie kannst Du verlangen, daß ich Deine Gebräuche verstehen soll? Ich, der ich niemals zuvor einen englischen General gesehen, und mein ganzes Leben, mit dem Hut auf dem Kopfe, mit meinen Freunden und Nachbarn geredet habe? — Dieser Hut, der Dir so anstößig ist, ist nur ein Theil meiner Kleidung. Soll ich meinen Rock auch ablegen?

Gen. Nicht wahr, Mifflin, die Leute eurer Sekte haben ihren Hut immer auf dem Kopf aus Gewissensskrupel.

Miff. Nein, Freund Howe; es ist dies nur eine Gewohnheit unsrer Sekte, die alle Menschen als Brüder betrachtet, und uns lehrt, daß wir ihnen nichts als guten Willen und Aufrichtigkeit des Herzens schuldig sind, die wir uns, ohne äußerliche Grüße, durch Händedrücken bezeichnen.

Gen. Ich glaubte, Ihr hienget so fest an dieser Gewohnheit, daß Ihr Euch eine Gewissenssache daraus machtet. Ich wundre mich über das, was Ihr mir da saget.

Miff. Die ist es nicht, Freund Wilhelm. Sage mir aber, ob ich dadurch beleidigt habe, daß ich bedeckt mit Dir sprach? Das ist, wahrlich, meine Absicht nicht gewesen. Ich stehe vor Dir, wie wir uns vor unsern Brüdern stellen, — wie wir selbst vor Gott treten. Kann aber die Begegnung, die ich von Deinem Adjutanten erfahren habe, zu Deiner Ehre oder Macht etwas beitragen?

Gen. Mein Adjutant hat geglaubt, seine Schuldigkeit zu thun. Mir aber ist es einerlei, ob Du Deinen Hut auf oder ab habest. Jetzt fordre ich von Dir nur bestimmte Antwort auf meine Frage.

Miff. (Setzt seinen Hut gelassen wieder auf.) Ich will Dir bestimmt antworten.

Gen. Du kommst, mit mir zu reden? Wer bist Du denn? Wer hat Dich geschickt?

Miff. Ich bin ein Landmann in der Grafschaft Kent. Die quäckerischen Gemeinen schicken mich.

Gen. Wie? Ein Landsmann! ein Gesandter der quäckerischen Gemeinen? Was verlangt

denn die Gesellschaft? — Was hast Du anzubringen? Ich bin gezwungen, ihr Feind zu seyn.

Miss. Da Du ein Engländer bist, so kannst Du wissen, daß sich die Gesellschaft der Freunde auf keine Weise in den Krieg oder in öffentliche oder Privatstreitigkeiten mischt. Streitigkeiten sind uns durchs Evangelium verboten, das uns verbindet, alle Menschen als unsre Brüder anzusehen. Eben dadurch aber, daß es uns befiehlt, Frieden und die brüderliche Eintracht zu bewahren, gebietet es uns auch, alles zu thun, was wir können, um dem Unglück zuvorzukommen, und es zu verhindern. Unsre Brüder glaubten, es sey vielleicht möglich, eine Unterredung zwischen Dir und dem Freunde Washington (dem amerikanischen General) zu bewirken, ob nicht, wenigstens den Winter durch, ein Waffenstillstand zu erhalten wäre. Vielleicht könnte dadurch das gute Vernehmen und der Friede wieder hergestellt werden. Ueberzeugt, daß dieser Gedanke heilsam und heilig ist, aus Gehorsam gegen die Eingebung des Geistes, von dem alle unsre guten Gedanken, sowohl als das Gute, was wir thun, herkommen, haben sie

mich gesandt, mit Dir darüber zu reden. Was meinst Du dazu, Freund Howe?

Gen. Ich billige Eure gute Meinung, Ihr Herrn Quäcker. Sie scheint mir edel und kann nützlich werden. Sie komme nun zu Stande oder nicht, so wird sie Euch bei mir allezeit Ehre machen, und mich in der guten Meinung stärken, die ich immer von Eurer Sekte gehabt habe. Ich sehe es gern, daß diejenigen, die sich nicht in den Krieg mischen, doch seine Schrecken zu mildern suchen, und auf Mittel zur Wiederherstellung des Friedens denken. Allein, die Sachen stehen zwischen mir und dem General Washington nicht gleich. In vier Tagen kann er von dem Kongreß Ordre haben. Auf meiner Seite vergehen einige Monate, ehe ich sie von meinem Könige erhalte. Können wir aber zusammen kommen; so nehme ich gern einen kurzen Waffenstillstand an, damit unsre Truppen Ruhe haben, und sich erholen können. Indessen sehe ich aus Euern Briefen, daß Ihr mir nichts verschwiegen habt, und diese Briefe nur geschrieben sind, um Eure Freunde von dem Entschluß Eurer Gemeinen und von Eurem Vor-

haben überhaupt zu unterrichten. Ihr bleibt zur Tafel, Mifflin; und nach der Tafel werde ich Euch die nöthigen Päſſe zu Eurer Reiſe ausfertigen laſſen.

Miff. Speiſen werde ich mit Dir, weil Du es ſo haben willſt; aber Deine Päſſe kann ich nicht annehmen.

Gen. Warum das nicht, Mifflin?

Miff. Wir würden uns der großen Verbrechen, welche der Krieg verurſacht, theilhaftig machen, wenn wir uns mit Päſſen und andern militairiſchen Freiheiten verſehen wollten. Ich kann eben ſo gut aus Deinem Lager wieder herauskommen, wie ich vorher hereingekommen bin. Das gute Werk, das ich vorhabe, wird mich allenthalben durchbringen. Das ſichert mich, und wird mir Muth geben, die Zufälle, die mir begegnen könnten, geduldig zu ertragen.

Gen. Sonderbare Grundſätze! Ihr wollt Euch alſo lieber den Exceſſen der Soldaten, dem Gefängniß und dem Spott Preiß geben, als ſichere Päſſe mitnehmen? Dieſe Grundſätze, Mifflin, ſind nicht gut kalkulirt. Sie ſind wider die

Natur und Selbstliebe, die uns befiehlt, daß wir uns erhalten sollen.

Miff. Es thut mir leid, Freund Howe, daß sie Deinen Beifall nicht haben. Sie sind indessen der Grund, daß unsre Gesellschaft entstanden ist. Mehr als einmal haben wir sie mit unserm Blute versiegelt. Wir haben sie in den Zeiten der grausamsten Verfolgungen erhalten. Wenn Du sie nicht billigest, so verachte Du sie nicht. Sie gründen sich auf die Idee des Guten, auf die Liebe zum Frieden, auf die Eintracht, auf den Abscheu, den wir vor dem Kriege, als dem größten Uebel, haben.

Gen. Wenn Euch aber, Mifflin, unterwegs ein Uebel zustößt? Was wollt Ihr denn anfangen?

Miff. Das Unrecht mit Gelassenheit und Muth ertragen.

Gen. Gelassenheit und Muth; — wo nehmet Ihr sie denn her?

Miff. Aus meinem Gewissen und aus der innern Ueberzeugung, daß mich keine zeitlichen Trübsale hindern müssen, das Gute zu thun.

Gen. Wenn ich nun vor eine Eurer Kirchen Soldaten stellte, mit dem Befehle, Euch bei Strafe des Hängens nicht hinein zu lassen, was würdet Ihr thun?

Miff. Wäre ich überzeugt, daß mir der Geist geböte, hineinzugehen, so wäre es meine Pflicht, mich dieser Eingebung nicht zu widersetzen. Ich ginge auch mit Gefahr des Lebens hinein.

Gen. Haltet Ihr Euch denn für unmittelbar begeistert, Ihr Herren Quäcker?

Miff. Warum nicht, Freund Howe? Du bist es ja selbst allemal, wenn Du gute Gedanken in Deiner Seele hast. Wäre es denn so unrecht, zu glauben, daß alle gute Gedanken vom Himmel, als aus einer allgemeinen Quelle herabkommen? Wäre es denn strafbar, zu glauben, daß die guten Seelen fähig seyn könnten, einen schwachen Strahl des großen Lichts zu empfangen, welches alle Menschen erleuchtet, die nicht vorsetzlich ihre Augen davor verschließen? Dieß ist gar kein neuer Grundsatz, Freund Howe. Ich könnte Dir die Wahrheit desselben aus den Schriften eines heiligen Paulus, eines Kai-

sers Markus Antonius, eines Epiktets und vieler anderer berühmter Männer beweisen.

Gen. Mifflin, Du sprichst wie ein Gelehrter — Nun wundre ich mich nicht mehr, daß die Gemeinen einen solchen Mann zu ihrem Abgesandten erwählt haben.

Miff. O, weit gefehlt, daß ich ein Gelehrter wäre! ich besitze nichts, als geraden Menschenverstand, etwas Unterricht aus unsern Schulen, und die Frucht der Erfahrung.

Gen. Unter dem Schatten Eurer Baumgärten, im Schooß der Ruhe und des Friedens, können Eure Grundsätze nützlich seyn; allein, ich kann sie doch nicht anders als unnütz, selbst als gefährlich in einer Gesellschaft ansehen, die nicht im Stande ist, sich anders als durch eine beständige eigne Kraft, das ist, durch ihre Flotten und Armeen, zu erhalten.

Miff. Ich bin nicht hergekommen, Freund Howe, mit Dir zu disputiren, oder Deine Meinungen zu ändern. Was die meinige betrift, so ist sie mir die heiligste unter allen, die meinen moralischen Charakter ausmachen. Da Du

mei-

meinen Antrag angenommen hast, so will ich mich wieder fortmachen.

Gen. Nein, Herr Mifflin, Sie bleiben zur Tafel, und man wird Ihnen alle Achtung beweisen, die Sie verdienen. Man hat mir gesagt, Sie hätten allen ihren Negern die Freiheit gegeben. Ist das wahr?

Miff. Ich habe nichts weiter gethan, als was ich schuldig war.

Gen. Davon werden Sie aber nicht viel Vortheil gehabt haben?

Miff. Ich habe aber dadurch ein noch größeres Glück erhalten. Ich bin zufrieden.

Gen. Man hat mir ausserdem gesagt, Sie hätten die Wolle von fünfhundert Schafen unter diejenigen ausgetheilt, welche die ihrigen durch die englischen Truppen verlohren haben?

Miff. Weil alle Menschen Brüder sind, warum sollten die Wohlhabensten nicht ihre Güter mit denen theilen, die der Krieg ruinirt hat? Gutes thun ist eine größere Freude, als man sich vorstellen kann.

Gen. Durch welchen Zufall haben Sie das Ihrige gerettet?

Miff. Durch eine Insel, die ich besitze. Ich verbarg alles in den Wäldern, als Dein Bruder (der Admiral Howe) mit seiner Flotte den Fluß durchfuhr.

Gen. Ich schätze sie unendlich, Herr Mifflin. — Diese beiden großmüthigen Handlungen würden mich Zeitlebens zu Ihrem Freunde machen, wenn wir Frieden hätten und Nachbaren wären. Möchten doch alle Amerikaner so, wie Sie, gesonnen seyn!

Miff. Das wäre vielleicht ein Unglück für Großbritannien.

Gen. Wie so? —

Miff. Es würde alsdann alle seine Projekte auf Nordamerika desto besser und leichter ausführen können. Denn Du weist, daß wir uns keiner weltlichen Macht widersetzen. Ob wir uns aber gleich den Gouverneurs des Landes unterwerfen; so wünschen wir doch nichts desto weniger sehnlich, daß die Gesetze weise, gerecht und sanft seyn.

Gen. Wissen Sie denn nicht, Herr Miff-lin, daß Großbritannien nichts anders, als Ihr Bestes, will?

Miff. Ich zweifle. Denn es sucht hier dasjenige auszuführen, was die englische Nation ihren Königen niemals hat erlauben wollen. —

Gen. Aha, Sie sind also ein Wigh, Herr Mifflin!

Miff. Du hast Recht, Freund Howe, mich zu nennen, wie Du willst. Was kann ich aber seyn? oder was willst Du, daß ich seyn soll, da ich ein gebohrner Bürger in Pensylvanien bin? Machst Du mir es zum Verbrechen, mein Vaterland zu lieben? Kannst Du das?

Gen. Nein, nein; ich mache es Ihnen zu keinem Verbrechen. Meine Sache ist ausserdem nicht, zu predigen, sondern zu Gehorsam zu bringen.

Miff. Da das zum Unglück, unter dem Namen der Menschlichkeit, Deine Pflicht und Dein Beruf ist; — so mische doch unter Deine Eroberungen so viel Menschenliebe, als möglich ist. Halte doch Deine Soldaten in den Schran-

ken ihrer militairischen Schuldigkeit, daß sie sich nicht mehr berechtigt zu seyn glauben, so arg zu plündern und zu verheeren, als sie bisher gethan haben. Die Barmherzigkeit wird Deinen Waffen Ehre machen und Deine Eroberungen erleichtern. Bist Du gleich kein Amerikaner, wie kannst Du vergessen, daß Du ein Engländer bist? Du weißt, was dieser Name bedeutet; nemlich einen Freund und Beschützer einer billigen und nothwendigen Freiheit.

Gen. Wissen Sie denn nicht, Herr Mifflin, daß bei uns Militairbedienten zwei verschiedene Charaktere in einer Person sind? Als englischer Bürger gestehe ich, daß das Parlament die Sachen zu weit getrieben hat. Als Soldat aber habe ich meine Ehre verpflichtet. Dieser muß ich Genüge thun, und so gut als ich kann, die Befehle des Königs vollziehen.

Miff. Darüber muß ich erstaunen, Howe! Wie kann ein Mensch zwei widersprechende Charakter haben? Wie kann sich sein Geist theilen? — Wie kann er mit seinen Händen etwas thun, dem das Herz gerade entgegen ist, und es für Pflicht halten?

Gen. Es ist nun einmal nicht anders. Ein Problem, daß Ihr ruhigen Landleute nie begreifen werdet. Indessen kenne ich verschiedene Mitglieder Ihrer Gesellschaft, die nicht so denken.

Miff. Das kann seyn. Unsre Gesellschaft schreibt keine Gesetze vor. Jedes Mitglied, das sich aus freiem Willen mit unserm Glaubenssystem vereiniget, denkt und urtheilt von weltlichen Dingen nach seinen Kenntnissen. Unsre Brüder sind, ob sie gleich eine Sekte ausmachen, nichts desto weniger Freunde der Freiheit.

Gen. Ich bin sehr Ihrer Meinung, Mifflin, und es würde mir leid thun, die Amerikaner als Sklaven zu sehen. Sehr angenehm ist es mir, daß Ihre beiden Briefe zufälliger Weise in meine Hände gerathen sind, weil dadurch Ihre Gefangenschaft abgekürzt ist, und ich Gelegenheit gehabt habe, einen so schätzbaren Mann kennen zu lernen. Das ist selbst die Meinung Ihrer Feinde.

Miff. Ich glaube, Freund Howe, keinen Feind zu haben.

Gen. Das ist aber das Schicksal aller Menschen. Warum wollten Sie denn just glücklicher seyn? — Adieu, Herr Mifflin, ich habe schon Ordre gegeben, Sie reisen zu lassen. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.

Miff. Adieu, Freund Howe. Du kannst versichert seyn, daß ich mein Bestes thun werde.

An demselben Tage noch ging er aus Philadelphia. Die Wachen respektirten ihn, und erstaunten über die Achtung, die sie für einen Mann mit plattem Hute, grauen Habit, ohne Knöpfe, ohne Puder in den Haaren, und dessen Schuhe mit Bast zugebunden waren, haben sollten.

Die Quäcker sind in der That eine merkwürdige Art Leute, und es war interessant, sie näher kennen zu lernen, und ihre Handlungsart in Gefahren zu sehen.

Philadelphia, das nicht nur der Sitz der Regierung von dem Staate von Pensylvanien ist, sondern es auch noch vor Kurzem, ehe die Bundesstadt Washington zu diesem Zwecke erbauet wurde, von den sämtlichen unirten Staaten gewesen ist, bestund im Jahr 1681 aus einem halben Dutzend elender Hütten, die von einigen ausgewanderten Schweden bewohnt wurden. In diesem Jahre erhielt der berühmte Wilhelm Penn eine Urkunde vom König Karl II. worin ihm eine Strecke unangebautes Land in Nordamerika, das sich von dem Ufer des Delaware, zwei teutsche Meilen nordwärts, von Newcastle an bis zum 43sten Grad nördlicher Breite, und gegen Westen hin auf 5 Grade der Länge erstrecken sollte, zum Geschenk gemacht wurde. In dem darauf folgenden Jahre kam Penn selbst in Amerika an, und im Jahr 1701 war die Stadt, so wie wir sie heut zu Tage sehen, schon beinahe völlig fertig. Sie liegt auf einem schmalen Strich Landes zwischen dem Delaware und dem Schuylkill, die sich unterhalb derselben mit einander vereinigen, und sich nach einem Lauf von zwanzig deutschen Meilen in den atlantischen Ocean er-

gießen. Dabei hat dieser majestätische Fluß eine solche beträchtliche Tiefe, daß Schiffe von tausend Tonnen bis dicht an den Kai der Stadt anfahren können. Philadelphia ist daher ohnstreitig der vorzüglichste Hafen in den vereinigten Staaten, und die Anzahl der blos fremden Schiffe, die jährlich daselbst einlaufen, beläuft sich im Durchschnitt immer auf sechzehnhundert bis zweitausend. Diese Anzahl nimmt jedoch jährlich zu, so wie auch die Handelsbilance mit jedem Jahre mehr zum Vortheil für Amerika ausschlägt.

Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut, und bildet ein längliches Viereck; die sämtlichen Strassen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Hauptstrasse in der Mitte, die von Norden nach Süden die Stadt durchschneidet, ist 113 Fuß breit, die andere Hauptstrasse, die sich von Osten nach Westen zieht, 100 Fuß, und die übrigen Hauptstrassen zum wenigstens 50 Fuß. Die Häuser laufen alle in einer geraden Linie fort; allein sie sind zum Unglück in der Bauart gänzlich von einander verschieden, und ihre Höhe steht mit der Breite der Strassen in keinem

Verhältniß; wenn man diesen Fehler nicht begangen hätte, so würde Philadelphia ohnstreitig eine der schönsten Städte in der Welt seyn. Jeder Einwohner darf aber sein Haus so bauen, wie es ihm am besten gefällt, wenn er sich dabei nur mit der Vorderseite nach der in dem anfänglichen Plane vorgeschriebenen Linie richtet. Wenn sich daher ein neuer Ankömmling in Philadelphia anbauen will, und sich nur nach und nach durch Fleiß und Thätigkeit fortzuhelfen denkt, so kauft er vor allen Dingen in einer von den noch unerbauten Straſſen ein Stück Grund und Boden. Hier führt er zuerst 40 oder 50 Fuß hinter der Linie, die ihm von den Vorstehern der Stadt bezeichnet wird, ein kleines Gebäude auf, und wohnt so lange in demselben, bis er im Stande ist, sich ein eigentliches Haus zu bauen. Ist dieses endlich geschehen, so dient ihm seine vorige Wohnung zur Küche und Waschhaus. Ich habe sogar mehrere solche einstweilige Häuser in der Mitte der Stadt gesehen; besonders häufig sind sie jedoch in den Vorstädten, und es vergeht oft eine lange Reihe von Jahren, ehe der Eigenthümer im Stande ist, das Vorderhaus aufzuführen.

Ohngefähr zwei Drittheile von allen Häusern in Philadelphia bestehen aus Backsteinen und ein Drittheil aus Holz. Die erstern haben gewöhnlich eine Art von Marmor zur Grundlage: die Backsteine sind von ausserordentlicher Güte, und daher sind diese Häuser weit dauerhafter, als sie es in Europa seyn würden. Die hölzernen Häuser sind jedoch gerade das Gegentheil, und dies wird mir der Leser gewiß gerne glauben, sobald er hört, daß wenn ein solches Haus zum Verkauf ausgeboten wird, es keinesweges, wie in Europa, stillschweigend dabei zu verstehen ist, daß auch der Grund und Boden, worauf es steht, in dem Kauf mit einbegriffen seyn soll. Die Einwohner haben eine ganz eigene Methode, dergleichen Gebäude ganz, und so wie sie da stehen, von einem Orte znm andern fortzuschaffen, und für einen Europäer ist es wirklich ein ausserordentlicher und wunderseltsamer Anblick, wenn er in den Strassen von Philadelphia einem solchen fortwandernden Hause begegnet.

Die Lebensart der Einwohner in Philadelphia zeichnet sich durch mancherlei Sonder-

barkeiten aus, und ich will daher einiges davon hier anführen. Um acht oder neun Uhr des Morgens nimmt die ganze Familie gemeinschaftlich ihr Frühstück ein, das immer in Thee und Kaffee besteht, wobei aber zugleich auch mehrere Stärkungen (Relishes), wie sie es nennen, aufgetragen werden, z. B. gesalzene Fische, Rindfleisch-Schnitten, Würste, gebratenes Geflügel, Schinken u. dgl. Um zwei Uhr essen sie zu Mittag, wobei eine Menge ächt amerikanischer Gerichte aufgetragen werden; z. B. Bärenfleisch, Eichhörnchen u. dgl. Um sechs oder sieben Uhr Abends essen sie zu Nacht, wobei ebenfalls, wie beim Frühstück, Thee und Kaffee getrunken, und noch ausserdem alles, was beim Mittagessen übrig geblieben ist, kalt aufgetragen wird. Es ist in der That zu verwundern, wie sie diese Lebensart, die für ihr Klima gar nicht berechnet ist, aushalten können; denn diese Menge von gesalzenen Fleischspeisen aller Art, die sie nicht nur bei dem Mittagessen, sondern auch beim Frühstück und Abendessen genießen, müssen ihnen natürlicherweise einen schrecklichen Durst verursachen, und da bei diesen Mahlzeiten kein anderes Getränke aufgetragen wird,

als Thee und Kaffee, so geschieht es sehr leicht, daß sie allzuviel von denselben trinken, was besonders der gewöhnliche Fall bei dem weiblichen Theil der Familie ist. Beide Getränke aber erschlaffen und schwächen den Körper während der großen Hitze des Sommers, und im Winter öffnen sie zu sehr die Poren, wodurch leicht die gefährlichsten Erkältungen veranlaßt werden.

Die hier beschriebene Lebensart paßt freilich nur auf diejenige Klasse der Einwohner, die sich in einem gewissen Wohlstande befindet; allein der Geschmack für diese sogenannten Stärkungen (Relishes), wobei zugleich Thee und Kaffee getrunken wird, erstreckt sich über alle Klassen der Einwohner in den sogenannten nordamerikanischen Freistaaten. Nicht lange nach meiner Ankunft zu Philadelphia machte ich einmal mit einer Gesellschaft von Herrn und Damen eine Parthie in einen sogenannten Theegarten, an dem Ufer des Schuylkill, der eine romantisch schöne Lage hatte. Um sechs Uhr des Abends bestellten wir uns Kaffee, und die Gesellschaft versicherte mich, dieser Garten sey dafür berühmt, daß man den Kaffee sonst nir-

gends auf eine so rechtliche Art aufzutragen verstehe. Ich konnte nicht errathen, was man mit diesem Ausdruck meinte, bis wir uns an den Tisch setzten, und ich, ausser dem Kaffee, auch noch Käse, Butter, verschiedene Backwerke, Konfekt, Böckelfleisch, geräucherten Lachs, Schinken und Rindszunge auf demselben erblickte. Die Damen versicherten sämtlich, diese Stärkung mache dem Wirth Ehre!

Das Spazierengehen ist keinesweges die Lieblingssache der schönen Philadelphierinnen, und sie sind hierin von den englischen und deutschen Damen sehr verschieden. Sie machen aber deshalb nicht weniger gern eine Lustparthie aufs Land; allein es ist durchaus gegen die Mode, daß sie sich ihrer Beine dazu bedienen, und sogar auch die weiblichen Dienstboten machen hiervon keine Ausnahme. Eine Folge davon ist, daß bei der Polizey 806 zwei- und vierrädrige, theils eigene Equipagen, theils Miethkutschen, die als solche gewisse Abgaben entrichten, eingeschrieben sind; dies ist aber eine ungeheure Menge, wenn man bedenkt, daß die sämtliche Anzahl der Einwohner sich nur ohn-

gefähr auf 50,000 Seelen belauft, und daß unter diesen nicht drei Familien sind, die eigentlich von ihren Renten leben, und nicht irgend ein Geschäfte, Handlung oder Gewerbe treiben.

Man will die Bemerkung gemacht haben, daß gute Dienstboten nur allein in monarchischen Staaten geboren werden; den Grund oder Ungrund hievon will ich nicht untersuchen, aber so viel kann ich aus Erfahrung versichern, daß eine Republik das Land nicht ist, worin man gute Dienstboten suchen muß. Eine Magd in Philadelphia gibt durchaus nicht zu, daß man sich des Titels ihrer Herrschaft oder ihres Herrn anmaßt, und noch weniger leidet sie, daß man sie eine Magd nennt. Es ist schon ein Beweis von vorzüglich guter Denkungsart, wenn sie gesonnen ist, einen Abend ausserhalb des Hauses zuzubringen, und sich herabläßt, vorher etwas davon zu sagen; macht man ihr über dieses Betragen Vorwürfe, so kündigt sie sogleich den Dienst auf, und verläßt auch noch in der nämlichen Minute das Haus. Man hat alsdann alle mögliche Mühe, eine andere zu bekommen, und der ausschweifendste Lohn

ist oft nicht hinreichend, es dahin zu bringen. Dies ist aber eine von den natürlichen Folgen der Freiheit und Gleichheit!

Der Arbeitslohn ist in Amerika überhaupt ausserordentlich groß, und dies ist das wesentlichste Hinderniß, das sich daselbst dem Aufkommen der Manufakturen und Fabriken entgegensetzt. Der Grund aber von diesem hohen Preise der Arbeit besteht darin, daß jeder fleißige Mann sich durch Urbarmachung einer wüsten Strecke Landes ein unabhängiges Eigenthum erwerben kann. Es liegen noch viele Millionen Morgen solcher Ländereien bei der Regierung zum Verkauf, und das Geld, so daraus gelöst wird, ist zur allmähligen Abtragung der Nationalschulden bestimmt.

Es wird nicht uninteressant seyn, die Art kennen zu lernen, wie sich ein neuer Pflanzer, der sich in den westlichen Gegenden der vereinigten Staaten ansiedeln will, dabei zu benehmen hat. Ich will daher annehmen, daß ein solcher Pflanzer hundert Karolin in Vermögen hat, obgleich eine weit geringere Summe schon hinreichend ist, um sein Vorhaben auszu-

führen. Er kauft daher vor allen Dingen eine Strecke Landes von ohngefähr dreihundert Morgen, die nicht mehr als zwanzig Karolin kostet; wenn dieser Kauf gehörig eingeschrieben ist, so schaft er sich ein Pferd, einen Pflug, einige andere Ackergeräthschaften, eine Kugelbüchse, eine Vogelflinte, einen Vorrath von Pulver und Bley, und einen großen Hund von der sogenannten Bluthund-Nase an, um sogleich Hirsche und anderes Wildpret jagen zu können. Die Qualität des gekauften Landes kann er aus der Art der Bäume erkennen, womit dasselbe bedeckt ist; die Nußbäume sind immer ein untrügliches Zeichen, daß es äußerst fruchtbar, dahingegen alle Arten von Tannen einen dürren, sandigen und schlechten Boden verrathen. Gewöhnlich richtet sich der Pflanzer so ein, daß er mit dem Anfang des Frühlings, sobald nur der Frost aus der Erde ist, an dem Orte seiner Bestimmung anlangt. Sobald man dieses in der umliegenden Gegend erfährt, so kommen von mehrern Meilen in der Runde seine künftigen Nachbarn zu ihm, um ihn kennen zu lernen, und ihm seine Hütte erbauen zu helfen. Diese besteht blos aus über einander gelegten Baumstämmen, und es

wird

wird zum Bau derselben, die Anlegung eines Ofens und eines Schornsteins ausgenommen, durchaus kein Maurer erfordert. Hierauf fängt der neue Pflanzer sogleich an, von einigen wenigen Morgen seines Landes die größten Bäume abzuhauen, die er nach und nach in Bretter zerschneidet, um damit seine Felder einzuhägen; an die übrigen kleinen Bäume und das sonstige Holzwerk, das noch auf diesem Flecke steht, legt er alsdann Feuer an, und brennt alles von der Wurzel ab. Auf dieses mit Asche überdeckte Feld pflanzt er nun im Monat Mai indianisches Korn oder Mais, und im Oktober bekommt er davon eine achthundert- bis tausendfältige Erndte. Dies ist alles, was er und seine Familie vorerst nöthig haben, denn das indianische Korn liefert, wenn es gemahlen wird, ein sehr schmackhaftes Brod, und ungemahlen mit Fleisch und einer kleinen Quantität von einer Art von Schminkbohnen gekocht, gibt es ein vortreffliches Gerichte, das in diesem Lande allgemein unter dem Namen Hominy bekannt ist. Auch zermahlen sie den Mais in grobe Stückchen, und lassen ihn fünf bis sechs Stunden lang kochen; dies macht, mit Milch vermischt, ihr ge-

wöhnliches Frühstück aus. Ferner ist der Mais in diesem Klima das beste Futter für die Ackerpferde; das Rindvieh und die Schweine fressen ihn äusserst gern, und er mästet sie weit mehr als irgend eine andere Art von Getraide. Endlich gibt er auch ein vortreffliches Futter für alle Arten von Federvieh.

Wenn die erste Erndte eingebracht ist, so schaft sich der Pflanzer eine Kuh und einige Schafe und Schweine an; die letztern laufen wild in den Wäldern herum. In den ersten Jahren muß er jedoch hauptsächlich auf seine Büchse und seinen treuen Hund rechnen, um sich und den Seinigen Nahrungsmittel von Fleisch zu verschaffen. Er schießt nicht nur Hirsche und Bären, sondern vorzüglich auch schwarze und graue Eichhörnchen; diese letztern, die sehr groß und in Menge vorhanden sind, geben, gebraten oder gekocht, ein vortreffliches und besonders äußerst nahrhaftes Essen, obgleich viele Europäer, wenn sie zuerst nach Amerika kommen, aus Vorurtheil einen Widerwillen dagegen haben.

Mit jedem Jahre reiniget nun der Pflanzer einige Morgen von seinem Lande, und nach und nach fängt er an, Waitzen, Tobak u. dgl. zu bauen. Diese Produkte sowohl, als die Häute von dem geschossenen Wildpret, verkauft er an den zunächst wohnenden Kaufmann, dergleichen sich hin und wieder einige niedergelassen haben, und erhält dagegen von ihm die nöthigen Kleidungsstücke, Zucker, Kaffee, Werkzeuge und andere solche Bedürfnisse. Er leidet übrigens in diesen ersten Jahren den äussersten Mangel an allen Bequemlichkeiten, und oft auch an den meisten Bedürfnissen des Lebens. Wo soll er Hülfe finden, wenn er in diesen Wildnissen von einer Krankheit befallen, von einem Tieger angegriffen, oder von einer Klapperschlange gebissen wird? Liegt seine Pflanzung weit gegen Westen hin, so hat er auch noch die Einfälle der wilden Indianer zu befürchten, besonders wenn diese in einen Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt sind. Er genießt alsdann weder bei Tag noch bei Nacht einen Augenblick Ruhe, sondern muß ohne Unterlaß auf einen feindlichen Ueberfall gefaßt seyn. Es vergeht kein Jahr, wo nicht eine Menge Pflan-

zungen von diesen wilden Söhnen der Natur verheert, die Wohnungen verbrannt und die Pflanzer mit ihren Familien ermordet werden.

Hat jedoch der Pflanzer das Glück, daß er alles dieses Ungemach übersteht, und daß sich nach und nach in seiner Nähe mehr oder weniger andere Pflanzer ansiedeln, alsdann ist er freilich ein gemachter Mann; er erbaut sich neben seiner vorigen Hütte, die ihm nunmehr zur Küche dient, ein schönes und bequemes Wohnhaus, und genießt jetzt in hohem Grade die Früchte seines frühern Fleißes. Bei solchen Pflanzern trift man oft sehr erhabene Begriffe von Freiheit, und einen solchen Abscheu gegen Sklaverei und Dienstbarkeit an, daß sie der menschlichen Natur zur größten Ehre gereichen! Viele Pflanzer, deren Voreltern schon die Beschwerlichkeiten des ersten Ansiedelns überstanden haben, führen heut zu Tage ein äußerst glückliches Leben, und lassen gewöhnlich ihre Familie in ihrer Nähe, und das Ungemach durch alle Arten von Unterstützungen sehr beträchtlich erleichtern.

Ehe ich nach Amerika kam, hatte ich in einer Beschreibung von Neuengland folgende mir sehr merkwürdige Stelle gelesen: "Es gibt hier „auch eine Menge von Fröschen, die im Früh„ling wie Vögel zwitschern und singen, und ein „Fremder, der gegen den Sommer hin zum „erstenmal in diesen Wäldern spazieren geht, „glaubt in einem bezauberten Lande zu seyn; er „hört tausend Stimmen, ohne unterscheiden zu „können, woher oder von was für Thieren sie „kommen, und seine Verwunderung ist gränzenlos, wenn er endlich entdeckt, daß es der „Gesang von verschiedenen Arten von Fröschen „ist.„ Nach dieser Schilderung kann man sich denken, daß ich vor Begierde brannte, ein Konzert von diesen sonderbaren Virtuosen mit anzuhören; allein ich muß aufrichtig bekennen, daß ich bei dem ersten Froschkonzert, dem ich beiwohnte, zwar allerdings in Erstaunen gerieth, aber nicht wegen seiner Vortrefflichkeit, sondern weil es noch weit unter der, doch ohnehin schon sehr kleinen Vorstellung war, die ich mir von der Stärke dieser Tonkünstler gemacht hatte. Es wurde in einem großen sumpfigen Walde aufgeführt, wo zum allerwenigsten zehntausend

Künstler versammelt waren, und unter diesen glaube ich nicht, daß auch nur zwei ganz vollkommen den nämlichen Ton hielten, wenn anders die Tonleiter eine solche zahllose Menge von Abstufungen in sich faßt. Es gibt jedoch wirklich Leute, die von dieser Musik bezaubert sind, und sie für ganz vortrefflich halten. Ich lernte sogar in der Folge einen Musikliebhaber kennen, der sich schon lange Jahre in diesem Lande aufgehalten, und sich aus dieser Art von Musik ein besonderes Studium gemacht hatte; dieser erzehlte mir sehr umständlich, daß bei diesen Konzerten der Diskant immer von den Laubfröschen gesungen würde, deren Ton Aehnlichkeit mit dem Zirpen einer Grille hat, und welche die kleinste und schönste Art von Fröschen ausmachen. Der in der Größe zunächst folgenden Art würde der Alt zu Theil, und die Stimme von dieser lautet vollkommen wie das Dröhnen einer nicht geschmierten Säge; eine noch größere Art sänge den Tenor, und der Baß würde von den sogenannten Ochsenfröschen angestimmt, die so groß wie ein Mannsfuß sind, und ihren Baß in einem so starken und wohlklingenden Ton herausbrüllen, wie das Thier,

dessen Namen sie führen. Ueber den Geschmack dieses Liebhabers kann man nicht streiten; ich aber hatte an einem einzigen solchen Konzert auf mein ganzes Leben übrig genug.

Ein neuangekommener Europäer findet aber in diesem Lande auch noch andere Phänomene, die nicht weniger sonderbar und merkwürdig sind, als z. B. zahllose Irrlichter, Nachteulen u. dgl.; vorzüglich aber solche schreckliche Donnerschläge und Blitze, wie man sich in Europa unmöglich einen Begriff davon machen kann. Wenn ein schwärmerischer Mensch mit schwachen Nerven, der noch nie zuvor aus seinem Wohnorte herausgekommen wäre, im Schlafe plötzlich könnte aus seinem Bette herausgeholt und in einem sumpfigen Walde in Amerika niedergelegt werden, so müßte er sich beim Erwachen schlechterdings in die untersten Regionen der Hölle hinabgestossen glauben. Die schmerzhaften Stiche von einer Million Mosquiten würden beim Erwachen sein erstes Gefühl seyn, und zugleich würden seine Ohren von dem abscheulichen Gequäck der Frösche betäubt werden; wenn er seine Augen aufschlüge, so würde er flatternde

Nachteulen erblicken, die ihre Unglück bringenden Flügel über seinem sündigen Haupte schwängen, und die er nur bei dem dämmernden Schein der Irrlichter, wie in einem schwarzen Nebel gehüllt, unterscheiden könnte; die zahllosen Irrlichter selbst müßte er natürlicher Weise für Flammen, die aus dem grundlosen Schwefelpfuhl herausschlagen, halten. Um die Täuschung ganz vollkommen zu machen, dürfte nur eines von den so gewöhnlichen furchtbaren Gewittern mit Donnerschlägen die Erde erschüttern, und Feuerströme in Blitzen herabgießen. Ich bin selbst oft in den Wäldern bei Nacht gereist, und habe dabei mehrmalen ganz ähnliche Schauspiele erlebt; ich kann aber versichern, daß alle meine Ueberzeugung von den natürlichen Ursachen dieser schrecklichen Erscheinungen nicht ganz gegen dieselben aushielt, und daß ich die ganze Zeit über, was Priester, was Ammen mich gelehrt hatten, nicht ganz aus dem Sinne bringen konnte. —

Alle hintern Gegenden von Pensylvanien sind durch deutsche und irländische Emigranten urbar gemacht worden, und man findet

daselbst fast keinen einzigen Pflanzer von einer andern Nation. Die erstern sind jedoch bei weitem wohlhabender als ihre Nachbarn, denn sie sind auch weit fleißiger, und verstehen sich besser auf die Landwirthschaft. Die irländischen Familien nehmen daher immer mehr ab, und kommen häufig in den Fall, Schulden wegen ihre Pflanzungen verkaufen zu müssen; alsdann ist gemeiniglich der zunächst wohnende Deutsche der Ersteher derselben, und dieser tritt sie wieder bei der ersten Gelegenheit an irgend eine ausgewanderte Familie aus seinem Vaterlande ab Während meines Aufenthaltes in Pensylvanien kamen sehr viele von den vorzüglichsten irländischen Pflanzungen auf diese Art in die Hände der Deutschen.

Von den wilden Indianern, den ursprünglichen Einwohnern von Amerika, habe ich durch eigene Erfahrung wenige Kenntnisse erlangt; ich will daher nur noch aus einem amerikanischen Dichter, dessen Werke die treuste Schilderung des Charakters und der Sitten der Indianer enthalten, eine kurze Erzehlung, die den Titel:

Der melancholische Wilde, führt, hier mittheilen, durch welches der Leser dieses leichtsinnige, Kindern ähnliche Naturvolk näher kennen lernen wird. Ein Indianer, der in seinen frühen Jahren durch die Zuredungen eines Missionärs in der Schule zu Cambridge, bei Boston, erzogen worden war, aber die europäische Kultur und Kenntnisse bald wieder mit dem rohen Leben in seinen Wildnissen vertauscht hatte, kam noch in seinen alten Tagen von Zeit zu Zeit dahin, um seine Bekannte zu besuchen. Bei einer solchen Gelegenheit machte der Dichter die Bekanntschaft desselben, ging sehr häufig mit ihm um, und erwarb sich nach und nach sein Wohlwollen und seine Freundschaft. An einem Abend, erzehlt der Verfasser, wo ich mit ihm spatzieren ging, war er ganz besonders still und in sich gekehrt, und es glückte mir durchaus nicht, ihn aufzuheitern. Endlich faßte er mich bei der Hand, und forderte mich auf, mit ihm zu seinem Wigwam zu gehen, der eine schöne Anzahl von Meilen in der Wildniß entfernt lag. Eine so sonderbare und unerwartete Zumuthung war mir im höchsten Grade auffallend; aber nach einigen Zuredungen entschloß

ich mich demohngeachtet, ihn zu begleiten, und wir gingen mit einander immer gegen Westen zu. Wir hatten kaum den Fuß in die Wälder gesetzt, so mußte ich mich schon überzeugen, daß alles um uns her noch gerade in dem nämlichen Zustande war, wie die Natur es erschaffen hatte; die Bäume waren dick verwachsen, den Boden hatte noch nie eine Pflugschar berührt, und die Luft war mit den balsamischen Gerüchen angefüllt, welche die Lungen der langlebenden Menschen-Rasse im ersten Zeitalter der Welt durchströmt hatten.

Wir kamen endlich bei dem Wigwam an, der blos aus unbehauenen Baumstämmen erbaut war, und nicht mehr als acht Fuß in der Höhe hatte; in der Mitte des Daches war ein Loch, wodurch sich der Rauch hinausziehen konnte. Die Hütte lag in einem Dickigt von himmelhohen Bäumen, in der Nähe eines hellen Baches, und von allen Wohnungen zivilisirter Menschen beträchtlich entfernt. Ein junges indianisches Mädchen stund in der Mitte des Baches, und fing Fische mit der Angel, denen eine am Ufer sitzende alte Frau sogleich

die Köpfe abschnitt, die Eingeweide herausnahm und sie alsdann in den Rauch hing, um sie für den Winter aufzuheben. Ich ging mit dem Indianer in die Hütte hinein, und wir setzten uns beide ohne alle Ceremonie auf hölzerne Blöcke, die mit Fuchshäuten überzogen waren; hierin bestund aber auch beinahe der sämtliche Hausrath, den ich darin antraf, und der Boden der Hütte war in dem nämlichen Zustande, wie ihn ursprünglich der Mensch mit allen Thieren gemein hat. Ich schätzte mich in diesem Augenblick glücklich, daß ich in einem Zeitalter in die Welt gekommen war, wo noch solche Spuren von dem ursprünglichen Naturmenschen, und seiner Art zu leben, vorhanden sind; nach wenigen Menschenaltern wird wahrscheinlich nichts mehr davon gefunden werden.

In fing nun an, dem Indianer Vorwürfe zu machen, daß er, der doch eine bessere Erziehung genossen, der Sprachen und Kenntnisse von mancherlei Art erlernt habe, sich demohngeachtet in diese wilde Einöde begraben möchte; zuletzt stellte ich eine Vergleichung an zwischen dem Mangel und Elend, worin er sich hier be-

fände, und dem genußreichen Leben, das ihm, wenn er bei den Weißen bleiben wollte, zu Theil werden würde. Verzeih' mir, unterbrach mich endlich der Indianer, wenn alle diese Vorzüge, die Du mir hier so sehr rühmst, in meinen Augen nichts gegen diese göttliche Einöde sind; in der Meinung allein besteht das Glück! — Der große Mann, der seine Wohnung jenseits der Sterne hat, verfährt mit uns nach seinem Gefallen. Mir hat er die Verbindlichkeit aufgelegt, das Leben, so er mir gegeben, hier in dieser Hütte zuzubringen; und durch die Erfüllung seines Willens diene ich ihm, und verehre ihn auf die ihm wohlgefälligste Art. Ich würde mich äußerst unglücklich fühlen, wenn ich diesen Bach, diese Wälder auf immer verlassen müßte. Laß die weißen Leute immerhin schlaflose Nächte zum Nutzen der Welt zubringen; ich überlasse es alles der unsichtbaren Leitung, und wenn ich in meinem Wigwam ruhig sterben kann, so ist der Zweck meines Daseyns erfüllt. — Von was für Nutzen, fuhr er nach einer kleinen Weile fort, ist aber wohl eine Erziehung, wenn ihr erster wesentlicher Grundsatz nicht darin besteht, daß sie den Menschen mora-

lisch gut und rechtschaffen mache; die Kenntniß aller Dinge, die über und unter uns vorgehen, ist an sich von sehr geringem Werth, wenn nicht Reinheit des Herzens und Wohlwollen gegen die Mitmenschen damit verbunden sind. — Um Dir aber zu zeigen, wie weit Eure Erziehung diesem Entzweck entspricht, so laß uns einmal die Ruinen einer alten indischen Stadt besuchen; in ihrer Nähe ruhen die Gebeine meiner Voreltern. —

Bei diesen Worten sprang er rasch auf, ergriff seinen Stock, und rannte, wie wenn ihn der Gedanke an das vergangene, das gegenwärtige und das zukünftige Schicksal seiner Landsleute tief erschüttert hätte, mit leidenschaftlicher Heftigkeit zur Hütte hinaus. Ich folgte ihm eben so schnell nach. — Aber, fuhr er hier fort, alle Klagen sind vergebens! In drei Jahrhunderten wird auf der ganzen weiten Erde nicht einer von unserm Volke mehr übrig seyn. Vor einiger Zeit sind mir die Seelen meiner Voreltern erschienen; Kummer lag in ihren Blicken, und alle riefen mir zu: Es ist Zeit, daß auch Du in unsre Wohnungen kom-

mest; Deine Nation ist ausgerottet; Deine Ländereien weggegeben; Deine kriegerischen Freunde alle erschlagen; der Wigwam sogar, worin Du wohnest, ist für drei Eimer schlechten Cider verpfändet. Sey daher ein Mann, und wenn die Natur Dir nicht loshilft, so öffne Dir mit Gewalt einen Weg in die unsichtbaren Wohnungen der Schatten!

Während dieser Erzehlung waren wir bei den Ruinen der alten indischen Stadt angekommen. Man konnte in derselben noch die Spuren von Strassen und öffentlichen Plätzen erkennen; noch stunden mehrere geheiligte Bäume, welche die Einwohner überlebt hatten; noch strömte der Fluß, noch liefen die Quellen, die so vielen Generationen von Menschen, von denen allen keine Spur mehr vorhanden war, Erquickung verschaft hatten. Tief gerührt blickte der Indianer umher; aber Thränen vergoß er erst, als wir zu der Stelle kamen, wo seine Voreltern begraben lagen. Dieses Stück Land, sagte er hier, war einst den Todten geweiht gewesen; aber jetzt nicht mehr! Die ganze Stadt, mit einem großen Gebiete rund umher, ist für

fünf Fässer Brandwein an einen Fremdling verkauft worden. Er betrog uns darum, und doch war es ein Mann, der Griechisch und Lateinisch verstund, und sehr gelehrt war; er überlistete uns in einer fröhlichen Stunde, wo uns der ganze Erdball eine Kleinigkeit schien, wie viel weniger denn diese unbedeutende Strecke Landes, ob sie gleich unser ganzes Eigenthum ausmachte! — Hier, fuhr er seufzend fort, stand die Wohnung Tawtongo's, eines unserer berühmtesten Krieger; er konnte sich rühmen, nicht weniger als 127 Siege über seine Feinde erfochten zu haben, und doch tödtete ihn zuletzt ein wehrloser Weißer. Dort gegen über wohnte Pilawaw, die Bewundernswürdige; drei und dreißig der tapfersten Männer von ihrer Nation bewarben sich um ihre Hand, sie schlug sie aber sämtlich aus, und ging zuletzt für drei Ellen Silberband und ein neues Tuch mit einem herumziehenden Krämer davon. Auf dieser Seite stand das Haus von Scuttabawah, meinem Vater; er starb vor Freude, als er eine Tonne mit Rum fand, die irgend ein Kaufmann verlohren hatte. — Die Bilder der Vergangenheit überwältigen mein Herz! Komm,

weißer

weißer Mann, in den Wigwam im Walde zurück.

Sobald wir hier ankamen, so setzte sich der Indianer nieder, und stützte seinen Kopf in düsterer Trauer auf seine Hand. Als die Alte ihn aber fragte: Warum er so traurig wäre, da er doch ein Mittel besitze, sich aufzuheitern? so sprang er plötzlich auf, als wenn er sich auf etwas besänne, und ließ sich einen Krug mit sauerm Cider herbeibringen. Dieser, rief er aus, soll mein Freund seyn; dieser allein, wenn auch die ganze Welt mich verläßt! — Er bot mir an, mit zu trinken, und wurde bös, als ich mich weigerte. Zwei volle Stunden wurde nun kein Wort mehr gesprochen, und der Indianer trank indessen zwei große Krüge mit Cider aus. Nunmehr fiel es ihm aber ein, daß er vor kurzer Zeit seinen Wigwam, und alles, was ihm noch zugehört hatte, für eine unbedeutende Kleinigkeit verpfändet hatte; dieser Gedanke versetzte ihn jetzt, wo der Geist des Getränkes ihm in den Kopf gestiegen war, in eine unaussprechliche Wuth. Es ist genug, rief er aus, mein Haus und mein Eigenthum sind verlohren; alles, was ich erblicke, ist mir zuwider. Sechzigmal hat

sich die Sonne erneuert, seit ich zuerst sie erblickte; wäre ich auch noch sechzigmal Zeuge davon, so würde ich doch nichts Neues sehen, was noch nicht da gewesen wäre. Ich will mir mit Gewalt den Weg in das unsichtbare Schattenreich öffnen; in dieser Nacht will ich mich in meinem Wigwam einschließen, Feuer an denselben legen, und zugleich mit den Rauchwolken mich von der Erde trennen. Nein, nein, fuhr er fort, indem er den letzten Rest seines Ciders trank, es gibt nichts Neues unter der Sonne, alles ist alt, schaal und eckelhaft!

In diesem Augenblick machte ein indischer Kaufmann die Thüre auf, und bot für einige Biberhäute, die er ausserhalb hatte hängen sehen, einen Krug mit Franzbrandwein zum Verkauf an. — Franzbrandwein! rief mein Freund aus, was ist das? dies kenne ich nicht! — Der Krämer versicherte, daß noch niemals welcher in diese Wildniß gebracht worden wäre. — Der Indianer wollte ihn kosten; ich zeigte ihm, wie sehr durch dieses Getränke die Unrichtigkeit seiner Behauptung, daß es nichts Neues mehr unter der Sonne gebe, erwiesen würde, allein

er ließ sich nicht abhalten, ihn mehrmalen zu versuchen, und endlich rief er mit glühender Wärme aus: Die Gottheit selbst muß in diesem Getränke stecken; nimm alle meine Häute und Felle hin, Fremdling! und wenn der Morgen graut, so bring mir einen neuen Vorrath von diesem himmlischen Tranke. Mein Daseyn war mir zur Last geworden, ich wollte es enden; allein jetzt habe ich die wahre Weisheit gelernt; jetzt fühle ich, daß Abwechselung allein das Leben wünschenswerth macht!

Geschichte der Gräfin von Burke.

Die Reise zur See von Cette nach Barcelona.

Die folgende Unglücksgeschichte, worin ein Kind von neun Jahren die Hauptrolle spielt, erzehle ich Euch, meine Lieben, vorzüglich deswegen, damit Ihr das Glück, unter gesitteten Menschen in einem wohleingerichteten Staate zu leben, nach seinem ganzen großen Umfange schätzen lernen, und der Vorsehung danken möget, daß sie dieses Glückes Euch hat theilhaftig machen wollen. Ihr werdet hier von Menschen hören, welche durch Mangel an Erziehung, durch Unwissenheit und Aberglauben, bis zu einem Grade von Unmenschlichkeit versunken waren, wovon Ihr Euch Gottlob! nicht einmal einen Begriff machen könnt, weil Ihr hier nie etwas ähn-

liches gesehen habt, und nie etwas ähnliches sehen könnt, indem Gesetze und Obrigkeiten, diese heiligen Schutzmauern der Unschuld, den Ausbruch solcher Abscheulichkeiten hier geradezu unmöglich machen. Wohl uns, daß wir mit dieser wohlthätigen Schutzmauer gegen Unrecht und Gewaltthätigkeiten uns so glücklich umgeben sehen!

Das Land, wo diese traurige Begebenheit sich ereignete, wird die Barbarei genannt. Es ist der nördliche, von dem mittelländischen Meere bespülte Theil von Afrika. Es begreift fünf verschiedene Staaten in sich, welche Barkan, Tripoli, Tunis, Algier, Fetz und Marocko heißen. Die letzten beiden sind einem Oberhaupte, dem Kaiser von Fetz und Marocko, unterworfen.

Diese Völker, ein Gemisch von Arabern, Türken und eingebohrnen Afrikanern, Mauren genannt, vornämlich die zu Algier, Tunis und Tripoli, sind erklärte Räuber, welche in beständiger Fehde mit allen seefahrenden christlichen Staaten leben, die nicht Sorge tragen, ihre Raubsucht von Zeit zu Zeit durch Ge-

schenke zu befriedigen, deren Werth ihnen gebieterisch vorgeschrieben wird. Sie unterhalten Raubschiffe; nehmen damit, wo sie können, die Handelsschiffe derjenigen Völker, welche Frieden von ihnen zu kaufen verabsäumen, weg, und verurtheilen die darauf befindlichen Menschen, alte und junge, Männer und Weiber, zu ewiger Sklaverei. Warum die europäischen Staaten, die doch zum Theil wohl hundertmal mehr Macht als jene Räuberhorden besitzen, sich diese schimpfliche Abhängigkeit von ihnen noch immer gefallen lassen, darüber werdet ihr ein andermal den traurigen Aufschluß erhalten.

Nebenbei wird diese kleine Geschichte auch dazu dienen können, Euch zum Muthe und zur Standhaftigkeit bei kleinern und größern Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens aufzumuntern. Konnte ein kleines zartes Mädchen von neun Jahren, werdet Ihr künftig denken, solche ungeheure Unfälle und Drangsale ertragen, ohne darunter zu erliegen: was müßte ich, schon so viel älter und stärker, für ein erbärmliches Wichtchen von Mädchen, Knaben oder Jüngling seyn, wenn ich bei hundertmal gerin-

gern Leiden gleich auſſer Faſſung kommen, und Muth und Standhaftigkeit verliehren wollte! — Ich wünſche, daß Ihr dieſen Gedanken feſthalten möget, meine Lieben; denn auch Euch wird künftig, wie jedem Eurer Mitmenſchen, auf der Welt nichts nöthiger und unentbehrlicher ſeyn, als — ausdauernde Geduld, feſter Muth und kindliche Ergebung in den heiligen Willen der alles lenkenden Vorſehung. — Denket einſt an mich, wann die Zeit da ſeyn wird, da Ihr dieſe Vorausſagung durch Eure eigene Erfahrung erfüllt ſehen werdet.

Jetzt zu unſerer Geſchichte.

Die Gräfin von Burke, eine gebohrne Franzöſin aus der Familie von Varenne, lebte mit ihren drei jungen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, in Frankreich, indeß ihr Gemahl, der Graf von Burke, ein Irländer, als Offizier in ſpaniſchen Dienſten ſtand. Dieſer ſollte jetzt, als ſpaniſcher Geſandter, nach Schweden geſchickt werden; und da er vorher erſt ſeine Familie zu ſehen wünſchte, ſo entſchloß

sich seine Gemahlin, mit zweien ihrer Kinder, einem Sohne von acht und einer Tochter von neun Jahren, zu ihm nach Spanien zu reisen. Ihr drittes Kind, einen Knaben von vier Jahren, mußte sie, seines zarten Alters wegen, zurücklassen.

Verschiedene Ursachen, besonders der Zeitgewinn, bestimmten sie, die Reise zur See zu machen, weil man von Cette aus (einem Hafen in dem ehemaligen Languedok) nach Barcelona, der Hauptstadt von Katalonien in Spanien, bei günstigem Winde, innerhalb vier und zwanzig Stunden, segeln kann. Ihr Schwager, der Abt von Burke, begleitete sie. Ausserdem bestand ihr Gefolge aus der Hofmeisterin ihrer Kinder, vier Kammermädchen und zwei Bedienten. Ihr Gepäck machte siebenzehn Ballen aus. Ich erwähne dieses, sonst unbedeutenden Umstandes, weil er uns einen Begriff von dem Reichthume und der gemächlichen Lebensart geben kann, worin meine junge Heldin bis dahin aufgewachsen war, und wodurch die Standhaftigkeit, die sie, wie wir hören werden, unter den gräßlichsten Unfällen bewieß, um so viel

bewundernswürdiger wird. Zur Ueberfahrt der Familie wurde eine eigene genuesische Tartane *) gemiethet. Sie bestiegen dieselbe am 22sten des Weinmonats 1719, und gingen sofort unter Segel.

Die Fahrt fiel, widriger Winde wegen, minder schnell aus, als man es gehoft hatte. Schon war man drei Tage unter Segel gewesen, als man am vierten, bei Anbruch des Tages, mit Schrecken und Entsetzen ein algierisches Raubschiff von vierzehn Kanonen, und zwar in so geringer Entfernung erblickte, daß an kein Entfliehen zu denken war. Der Führer des Raubschiffes hatte auf seiner Seite die Tartane nicht sobald zu Gesicht bekommen, als er eine Schaluppe mit zwanzig bewaffneten Türken gegen sie abschickte, um sie anzugreifen und wegzunehmen. Als diese nahe genug gekommen wa-

---

*) Ist ein leichtes Fahrzeug auf dem mittelländischen Meer, so nur einen Mast führet, nebst acht bis zehn Rudern auf der Seite, und einem spitzigen Segel.

ren, thaten sie verschiedene Flintenschüsse; doch ohne jemand zu verletzen, weil die tapfere Mannschaft der Tartane sich theils der Länge nach auf den Bauch gelegt, theils im untersten Raume versteckt hatte, wo sie unter Wasser war. Die Türken sprangen hierauf mit dem Säbel in der Hand an Bord; bemächtigten sich ohne Widerstand des Schiffes, plünderten in allen Winkeln; fielen dann besonders über die Lebensmittel her; warfen die ihnen verbotenen Schinken über Bord; vergaßen aber, daß Wein und Brandwein ihnen gleichfalls verboten wären, und fingen an, sich gierig darin zu berauschen. Die Gräfin wurde mit den Ihrigen in die Kajüte eingesperrt; und so führten sie die Tartane nach dem Kaperschiffe.

Hier wurde die genuesische Mannschaft von dem genommenen Schiffe auf das algierische gebracht, und in Ketten gelegt. Der Führer des Raubschiffes aber, ein holländischer Glaubensabtrünniger oder sogenannter Renegat, trat in die Kajüte der Gräfin, und fragte: wer sie wäre? woher sie käme? und wohin sie hätte reisen wollen? Als sie diese Fragen beantwortet

hatte, verlangte er ihren Paß zu sehen. Sie zeigte ihm denselben vor; und er fand ihn gültig. Da nun Frankreich damals Frieden mit Algier hatte, so erklärte er: daß zwar das Schiff mit seiner Mannschaft, als ein genuesisches, für eine gute Prise zu halten sey, daß aber die Gräfin, als Französin, weder für sich und ihre Leute, noch für ihr Gepäck, das mindeste zu besorgen habe. Die Frau von Burke verlangte hierauf, daß er sie und die Ihrigen durch eine Schaluppe an die spanische Küste möchte bringen lassen; allein alle Vorstellungen, Bitten und Verheissungen waren nicht im Stande, den Kapitain dazu zu bewegen. Das könne ihm, meinte er, den Kopf kosten, weil der Dei, d. i. das Oberhaupt oder der Fürst von Algier, glauben würde, daß er, als ehemaliger Christ, mit einer christlichen Familie durch die Finger gesehn und sie unter dem Vorwande, daß sie eine französische wäre, seiner Pflicht zuwider, in Freiheit gesetzt hätte. Er müßte sie daher nothwendig erst nach Algier führen. Hier würde sie dem Dei vorgestellt werden, der dann nach Untersuchung ihres Passes nicht ermangeln würde, sie an den französischen Handelsaufseher oder Kon-

ſul ausliefern zu laſſen. Die Gräfin mußte, weil ſie es nicht hindern konnte, ſich dieſe Verfügung endlich gefallen laſſen.

Der Kapitain ließ ihr hierauf zwar die Wahl, ob ſie auf der Tartane bleiben, oder zu ihm an Bord ſeines eigenen Schiffes kommen wollte; rieth aber ſelbſt zum erſten, weil er nicht im Stande ſeyn würde, ſie und die Ihrigen gegen jede Art von Beleidigung von Seiten der zweihundert rohen Türken und Mauren, die er am Bord hätte, in Sicherheit zu ſtellen. Die Gräfin folgte alſo ſeinem Rathe, und blieb auf der Tartane. Dieſe ließ hierauf der Kapitain mit einem Tau an ſeinem eigenen Schiff befeſtigen, und beſetzte ſie mit ſieben Mann ſeiner Leute, nachdem er vorher die Schaluppe und den größten Theil der Lebensmittel davon hatte wegnehmen laſſen. Die Gräfin beſchenkte ſowohl ihn als auch den türkiſchen Offizier, den er auf die Tartane gab, mit einer Uhr; und ſo ſteuerte man nach Algier.

Nach einigen Tagen erhob ſich ein Sturm. Während deſſelben riß unglücklicher Weiſe das Tau, womit die Tartane an das Kaperſchiff be-

festiget war; die beiden Schiffe wurden getrennt; und da es den Türken am Bord der Tartane sowohl an Schiffahrtskenntnissen, als auch an einem Nordzeiger oder Kompas fehlte: so blieb diese der Willkühr des Windes und der Wellen überlassen; eine Lage, worin ein Schiff sich gerade eben so übel und in eben so mißlichen Umständen befindet, als der Mensch, der, von der Vernunft verlassen, ein Spiel der Leidenschaften geworden ist. Glücklicher Weise trieb der Sturm das Schiff der barbarischen Küste zu; und durch ein noch glücklicheres Ungefähr jagte er es gerade in eine Bai, wo es, ohne Gefahr zu scheitern, auf einem sichern Grunde vor Anker kam. So wird auch der Mensch im Sturme der Leidenschaften, ehe er zu Grunde geht, oft noch von der Vorsehung in Lagen und Umstände gebracht, wo es nur von ihm abhinge, sich zu retten, wenn er wollte. Aber leider! fehlt es ihm oft an Willen und Entschlossenheit dazu. Er stürzt sich bald von neuen wieder in den gefährlichen Strom der Leidenschaften, und es geht ihm dann endlich, wie es — der Tartane ging.

Die unwissenden Türken am Bord derselben hatten so ganz die Richtung verlohren, daß sie schlechterdings nicht wußten, wo sie waren. Zwei von ihnen schwammen daher, in Ermangelung eines Bootes, ans Land, um Nachrichten einzuziehen. Es fand sich, daß der Ort, wo das Schiff vor Anker gekommen war, die Bai Kolo, unweit Gigeri, sey, und daß man also Algier vorbeigefahren wäre. Kaum hatte der türkische Befehlshaber diese Nachricht erhalten, als er tollkühner Weise wieder unter Segel ging, nachdem er auch das letzte Rettungsmittel, welches ihm bis dahin zu Gebote gestanden hatte, den Anker, dessen Lichtung ihm zu viel Zeit gekostet haben würde, hatte kappen lassen. Ohne Anker, ohne Nordweiser, ohne Boot, und, was das Schlimmste von allem war, ohne Schiffahrtskunde, stach er wieder in See.

Er mogte die Bai, die er so tollkühner Weise verließ, kaum eine halbe Meile weit im Rücken haben, als ein neuer Sturmwind sich erhob, welcher aus Westen, folglich in einer, dem Laufe des Schiffs entgegengesetzten Richtung blies. Das schwache, aller Hülfsmittel beraubte

Fahrzeug wurde davon ergriffen, und, die schützende Bucht vorbei, gegen die unsichere Küste getrieben. Nicht lange, so verkündigte ein schrecklicher Stoß, daß es auf einen Felsen gerannt war. Die Gräfin befand sich gerade mit ihrem Sohne und einer ihrer Mägde in der Kajüte, und betete. Alle drei ertranken, weil das eben so plötzlich als gewaltsam einstürzende Wasser ihnen keine Zeit zur Rettung ließ. Die übrigen standen auf dem Verdecke des Vordertheils, wo sie sich anklammerten, um nicht von den überschlagenden Wogen fortgespült zu werden. Unter diesen war auch ein Irländer, Arthur genannt. Dieser erblickte ein menschliches Wesen, welches von den Wellen fortgerissen wurde. Ohne erst zu untersuchen, wer es wäre, sprang er ihm nach ins Meer, ergriff es und brachte es glücklich aufs Verdeck. Ach! es war die junge Gräfin Aline. Sie lebte indeß noch, und wurde bald wieder zu sich selbst gebracht. Arthur empfahl sie der Sorgfalt des Kammerdieners, und da er sich auf seine Geschicklichkeit im Schwimmen verlassen zu können glaubte, so sprang er wieder in See, um ans Land zu schwimmen, allein er fand sein Grab in den Wogen.

Alinens Oheim, der Abt Burke, sprang von dem überschwemmten Verdecke auf einen Felsen; und hielt sich, um von diesem nicht weggespült zu werden, an seinem Messer, welches er in eine Ritze eingezwängt hatte. Mehr als einmal brach sich eine Woge über ihm; endlich wurde er fortgerissen und auf einen trockenen Felsen geworfen. Hier faßte er ein vorbeitreibendes Brett, und durch Hülfe desselben schwamm er glücklich ans Land.

Am Lande wartete seiner eine Menge zusammengelaufener Mauren; aber — o der Schande! — nicht um den Unglücklichen Beistand zu leisten, sondern ihn zu berauben und zu mißhandeln. Die Unmenschen — könnt ihr es glauben, rissen und schnitten ihm, unter Stössen und Schlägen die Kleider vom Leibe; ließen ihn dann nackt und hülflos stehen, und schwammen nach dem Wracke, um noch mehr Beute zu machen. Der Kammerdiener, die gerettete junge Gräfin in Armen, winkte zweien von ihnen, und da diese sich ihm bis auf vier Schritte weit genähert hatten, warf er das Kind zu ihnen hinab ins Wasser. Die Schwimmer fiengen es auf

und

und brachten es glücklich ans Land. Da es ihnen an Zeit fehlte, die arme Kleine ganz zu berauben, so begnügten sie sich, ihr, zum Zeichen der Sklaverei, einen Schuh und einen Strumpf auszuziehen.

Der Kammerdiener erzehlte in der Folge, daß sie, da sie noch auf seinen Armen war, nur vor einer Sache Furcht geäußert hätte; davor nämlich, daß die Barbaren sie würden zwingen wollen, eine Türkin zu werden; wobei sie aber, mit einer über ihr Alter gehenden Standhaftigkeit, erklärte, daß sie sich lieber wollte tödten lassen. Welcher Muth und welche Seelenstärke für ein zartes Kind von neun Jahren! — Ihr Kammermädchen und der Bediente, die sich ihr nach in die See geworfen hatten, wurden gleichfalls aufgefangen, und erfuhren am Lande ebendieselben Mißhandlungen, welche dem Oheim widerfahren waren. Auch sie wurden aller ihrer Kleider beraubt. Dem Kammerdiener, welcher nach ihnen gerettet wurde, ging es nicht besser.

Nackt, vor Kälte, Angst und Entsetzen zitternd, und von den Unmenschen, in deren Klauen

sie gefallen waren, verhöhnt und gemißhandelt, wurden die Unglücklichen über einen rauhen, steinigten Boden nach einer Anhöhe getrieben, wo eine Menge von eben so barbarischen Eingebohrnen, alt und jung, Männer, Weiber und Kinder, zusammengelaufen war. Mit zerrissenen Füssen, zum Theil auch mit Wunden am Leibe bedeckt, die sie, von den Wellen gegen Felsen geworfen, erhalten hatten, mußten sie noch obendrein Paquete durchnäßter Sachen für ihre unmenschlichen Treiber schleppen. Treue und Liebe machten sie indeß stark genug, auch noch die kleine Aline wechselsweise mit zu tragen, weil die stille Ergebung des Kindes alle, nur nicht die Unmenschen, in deren Gewalt sie jetzt waren, mit schmerzlicher Rührung erfüllte. Als sie bei dem Haufen der Eingebohrnen ankamen, wurden sie von diesen mit einem teuflischen Hohngelächter empfangen; und die Hunde, welche sie bei sich hatten, ahmten ihren viehischen Herren nach, und fielen bellend, heulend und beißend über die armen Wehrlosen her. Einer der Bedienten und das Kammermädchen der jungen Gräfin wurden schwer davon verwundet.

Jetzt wurden die Gemißhandelten als eine Beute unter diejenigen vertheilt, die zu ihrer Rettung aus dem Wasser behülflich gewesen waren. Das Glück wollte, daß Aline, ihr Oheim und der Kammerdiener einem und eben demselben Herrn zufielen, folglich zusammenblieben, indeß die übrigen von anoern Gebietern fortgeführt wurden. Alles, wozu die Unmenschen sich verstanden, um ihren bejammernswürdigen Sklaven ein Leben zu fristen, wovon sie dürch den Tod erlöset zu werden wünschen mußten, war, daß sie jedem derselben einen alten elenden Mantel voller Ungeziefer zur Bedeckung, und ein Stückchen ungesäuertes, in Asche gebackenes Brod von Mais zur Speise vorwarfen. Dabei ließ man sie, als sie an Ort und Stelle angekommen waren, auf bloßer Erde liegen, ungeachtet Aline vor Kälte, Näße und Erschöpfung wie ein Fieberkranker zitterte. Der Kammerdiener erhielt endlich, nach vielem Bitten, daß man ein Feuer anzündete, woran er die Kleidungsstücke der armen Kleinen, wiewohl nur zur Hälfte, trocknete, weil er sie nicht so lange nackt lassen wollte, als nöthig gewesen wäre, um sie völlig austrocknen zu lassen. In diesem

Zustande mußten sie unter banger Erwartung dessen, was nun weiter mit ihnen geschehen würde, die Nacht hinbringen.

Das Dorf, wenn man anders eine Sammlung von elenden Hütten, worinn die herumziehenden Eingebohrnen wohnen, mit diesem Namen belegen kann — bestand aus ungefähr funfzig Familien. Die Hütten waren nur von Baumzweigen und Rohr gemacht, und darin lagen, ohne alle Absonderung, Mann, Weib, Kinder und Vieh, in bunter Reihe. Am folgenden Morgen versammelte sich ein Trupp der Barbaren in derjenigen, welche den drei Gefangenen angewiesen war, um sich zu berathschlagen, was sie nun weiter mit ihnen vornehmen wollten. Einige von Glaubenswuth, welche schlimmer als Hirnwuth ist, ergriffen, schlugen gerade zu vor, die Christenhunde zu schlachten, um dem Propheten *) ein angenehmes Opfer damit zu brin-

---

*) So nennen die Muhamedaner vorzugsweise den Stifter ihrer Gotteslehre, den Muhamed.

gen. Andere hingegen, welchen das Geld mehr als der Prophet am Herzen lag, widersetzten sich diesem Vorschlage; versteht sich, nicht aus Menschlichkeit, sondern weil sie das große Lösegeld im Auge hatten, welches sie für die Gefangenen zu erhalten hofften. Daß die armen Menschen ihnen nichts zu Leide gethan hätten, und daß sie durch nichts berechtigt wären, sie als ein Eigenthum zu betrachten, worüber sie nach Willkühr verfügen konnten, — war ein, diesen rohen Seelen so fremder Gedanke, daß er ihnen gar nicht einfallen konnte, und daß sie demjenigen ins Gesicht gelacht haben würden, der ihnen so etwas hätte vorstellen wollen. Die Gefangenen waren Christen; folglich von Gott und dem Propheten verworfene Geschöpfe; folglich aller Menschenrechte verlustige und jedes Mitleids unwürdige Wesen, mit welchen man nicht zu hart verfahren konnte. So haben finsterer Aberglaube und blinde Glaubenswuth in dem Urtheile über diejenigen, welche durch Zufall in einer andern Glaubenszunft gebohren und erzogen wurden, als sie, der Vernunft und der Menschlichkeit zu allen Zeiten und in allen Ländern immer Trotz geboten! So dachten einst

die Juden über alle, welche nicht ihres Stammes waren; so denken noch jetzt die rohern Muhamedaner über Juden und Christen, und — o der Schande, daß ich hinzufügen muß — so dachten von jeher, und so denken noch jetzt viele schlecht unterrichtete Christen über Juden und Türken; oft sogar Christen über Christen, welche Verschiedenheit der Meinungen über dunkle und unfruchtbare Lehrsätze getrennt hat! Unter allen Abscheulichkeiten, wozu Menschen jemals hinabgesunken sind, war diese die entsetzlichste; diejenige, welche der Menschheit zur ewigen, unauslöschlichen Schande gereichen wird; diejenige, welche einer bessern und aufgeklärtern Nachkommenschaft, wenn sie einst in unsern Geschichtbüchern davon lesen wird, ganz unglaublich und grob erdichtet vorkommen muß. O meine lieben jungen Freunde, helft doch künftig, wo und wie ihr können werdet, diese Schande der Menschheit tilgen, und durch Beispiel und Belehrung die schöne Zeit herbeiführen, da Aberglaube und Unduldsamkeit von dem Erdboden, den sie so oft zur Hölle gemacht haben, für immer verschwinden werden; die schöne herrliche Zeit, da die Menschen alle, weß Volks und Glau-

bens sie auch seyn mögen, sich wieder für Brüder, für Geschöpfe eines Gottes, für Kinder eines Vaters erkennen, und als solche einander nicht mehr verfolgen, sondern einander achten, lieben, und durch gegenseitige Dienste beglücken werden! Heil mir und meinen Zeitgenossen, daß wir die erste schwache Dämmerung erlebten, welche den herannahenden Anbruch dieses schönen Tages hoffen läßt! Euch, Ihr jungen Mitmenschen, ist es vielleicht beschieden, das segenreiche Morgenroth desselben zu sehen. Macht Euch dieses Glücks, des beneidenswerthesten, welches ich kenne, dadurch würdig, daß Ihr dem Aberglauben und der Unduldsamkeit, wo Ihr nur immer Gelegenheit dazu haben werdet, durch Reden, Schreiben und Handeln, vornämlich aber dadurch unabläßig und muthig entgegen arbeitet, daß Ihr in allen Lagen und Verhältnissen dieses Lebens immer selbst Euern Mitmenschen das liebenswürdige Beispiel der Duldsamkeit, der Menschlichkeit und der Liebe gebt. —

Die Barbaren gingen damals aus einander, ohne über das Schicksal ihrer Gefangenen etwas beschlossen zu haben. Am folgenden Tage

fanden sich auch andere Eingebohrne von andern Horden ein, und nahmen an der Berathschlagung Antheil.

Diesmal hatten die Unglücklichen noch mehr als gestern auszustehen; und ihr Leben hing, wie man sagt, oft an einem seidenen Faden. Ob ihre Henker wirklich die Absicht hatten, sie zu tödten, oder ob sie, um ihre Schlachtopfer zu ängstigen, nur den Schein davon annahmen, lasse ich unentschieden; gewiß ist, daß sie mehr als einmal auf dem Punkt zu stehen schienen, ihren unmenschlichen Blutdurst zu befriedigen. Bald holten sie Feuerbrände, und machten Miene, die Hütte anzuzünden, um die Gefangenen darin zu verbrennen; bald zogen sie die Säbel, und holten aus, als wenn sie ihnen die Köpfe spalten wollten; bald luden sie die Flinten mit Kugeln, und legten auf sie an, so daß sie wenigstens in jedem Augenblick erwarten mußten, den letzten Todesstreich zu erhalten. Eines der Ungeheuer faßte Alinen bei den Haaren, hob sie auf, und setzte ihr dabei den Säbel an den Nacken, als wollte es den Kopf ihr damit vom Rumpfe schneiden. Die Gequälten begnüg-

ten sich dabei, ihnen nur durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß sie thöricht handeln würden, ihnen das Leben zu rauben, weil sie sich dadurch um das Lösegeld bringen würden. Diese Betrachtung war jedesmal das einzige, was sie noch zurück hielt. Am ärgsten und grausamsten spielten den Unglücklichen die Weiber und Kinder mit, welche gar nicht satt werden konnten, sie zu ängstigen und zu quälen.

Unterdessen hatte der Bai oder Statthalter von Konstantine, ein Dienstmann des Dei's von Algier, von dem, was vorgegangen war, Nachricht erhalten, und ließ den Mauren andeuten, daß sie die Gefangenen ihm ausliefern sollten, wenn sie nicht wollten, daß er sie mit Gewalt wegnehme. Allein die Mauren lachten der Drohung. Als unabhängige Leute, welche unzugängliche Gebirge bewohnen, spotteten sie selbst der Macht des Dei's von Algier; und schlugen das Ansinnen, die Gefangenen auszuliefern, rund ab. Aber sie bewachten sie nunmehr noch sorgfältiger als zuvor, um ihnen sowohl das Entweichen unmöglich zu machen, als auch zu verhindern, daß sie ihnen nicht mit Gewalt entführt würden.

Auſſer den barbariſchen Mißhandlungen, dem Hunger und Elend, worunter die Unglücklichen faſt erlagen, ſollte die arme kleine Aline inſonderheit noch eine Abſcheulichkeit erfahren, welche ihr ſchwerer, als alle übrigen, zu ertragen fiel. Die Mauren nemlich, welche gute Schwimmer und Taucher ſind, fingen nun auch an, das Innere des geſcheiterten Schiffes zu unterſuchen, und aus demſelben alles das ans Land zu bringen, was ihnen einigen Werth zu haben ſchien. Auſſer verſchiedenen Kiſten und Ballen befanden ſich auch die Körper der Ertrunkenen darunter.

Alles dieſes wurde nun nach dem Berge geſchaft, wobei der Kammerdiener und der Bediente zu Laſtträgern gebraucht wurden. Unter den Leichnamen befand ſich auch der von Alinens Mutter und von ihrem kleinen Bruder. Dieſe wurden nun zuförderſt der Kleider beraubt, und da man an den Händen der Gräfin Ringe entdeckte, welche ſich nicht wollten abziehen laſſen: ſo ſchnitt man die Finger, woran ſie waren, mit einem ſcharfen Kieſel ab, weil man die Meſſer zu verunreinigen glaubte, wenn

man den Körper eines Christen damit berührte. Dann ließen sie dieselben unter freiem Himmel liegen, und machten ein ergötzendes Spiel daraus, mit großen Steinen darnach zu werfen, weil die im Wasser aufgeschwollenen Körper einen dumpfen Laut von sich gaben, wenn sie getroffen wurden. Man stelle sich vor, was das Herz des Kindes bei diesem gräßlichen Schauspiel leiden mußte! Der Hofmeister flehte um die Erlaubniß, die gemißhandelten Körper begraben zu dürfen; aber umsonst! Er erhielt zur Antwort: daß sie die Hunde nicht zu begraben pflegten.

Unter den vom Schiffe geborgenen Sachen, welche die Eingebohrnen unter sich theilten, waren auch ein Paar Bücher und ein Schreibzeug. Da die Barbaren von diesen keinen Gebrauch zu machen wußten, weil sie natürlicher Weise weder lesen noch schreiben konnten: so überließen sie dieselben, als völlig unnütze Dinge, den Gefangenen. Dieser Umstand legte, wie wir hören werden, den Grund zu ihrer Rettung.

Aber ihr Leiden sollte erst noch höher steigen. Nachdem sie drei Wochen unter unerhörten Drangsalen verlebt hatten, wurden sie tiefer in das Innere der Gebirge gebracht, wo der Scheik oder der Befehlshaber der Horde seinen Aufenthalt hatte. Zwölf Mauren, mit Säbeln, Flinten und Spiesen bewafnet, führten sie dahin. Der Abt und der Kammerdiener mußten die kleine Aline wechselsweise tragen; und wenn diese vor Ermattung nicht so geschwind, als ihre Treiber, gehen konnten, so erhielten sie, statt anderer Erfrischungen, Kolbenstöße. Nur des Abends wurde ihnen, damit sie nicht vor Hunger umkommen möchten, ein Stück elendes Brod vorgeworfen. So kamen sie da, wo der Scheik seinen Wohnort hatte, endlich an.

Hier wurde über ihr endliches Schicksal von neuem gestritten; allein auch hier konnte man nicht einig werden. Ihre Lage blieb dabei immer unverändert; sie erfuhren eben dieselben Mißhandlungen, litten eben denselben Mangel an allen Bequemlichkeiten und Nothwendigkeiten des Lebens, und waren stündlich eben denselben Gefahren ausgesetzt. Der Kammerdiener

hatte es einmal gewagt, von einem nahen Viehlager ein wenig Stroh zu nehmen, und es seiner jungen Gebieterin unterzulegen; aber es kostete ihm beinahe das Leben. Der Besitzer der Hütte gerieth darüber dergestalt in Zorn, daß er ihn niederwarf, und bei den Haaren nach einem Blocke zog, um ihm den Kopf abzuhauen. Ein anderer Maure, welcher glücklicher Weise dazu kam, verhinderte ihn daran. Aehnliche Auftritte ereigneten sich täglich mehr als einmal; aber die unsichtbare Hand der Vorsehung wandte den letzten Todesstreich noch immer von ihnen ab. So stellte sich z. B. ihr erster Herr bei ihnen ein, um sie, als sein Eigenthum, zurückzufordern, oder mit Gewalt zu entführen; und da er hieran gehindert wurde, ergriff er die arme Aline bei den Haaren, riß den Säbel aus der Scheide, und war eben im Begriff, ihr den Kopf abzuschlagen, als er glücklicher Weise daran gehindert wurde. Er erreichte indeß seine Absicht; die Gefangenen nach seinem Wohnorte zurück zu führen. Hier verweigerte man ihnen nunmehr sogar das schlechte Brod, welches sie bis dahin noch bekommen hatten. Rohe Rübenblätter, die man ihnen vorwarf,

waren die einzige Nahrung, welche die Unmenschen ihnen verwilligten.

Ein groſses Glück für unsre Dulder war der Umstand, daſs die wohlthätigen Triebe der menschlichen Natur, selbst in dem Zustande der gänzlichen Rohheit und Barbarei, doch nicht gänzlich unterdrückt und erstickt werden können. Auch bei diesen Barbaren, welche alles, was menschlich genannt zu werden verdient, gänzlich abgelegt zu haben schienen, äuſserten sich nach und nach doch noch einige, obgleich schwache Ueberreste von Menschlichkeit. Ihre Kinder fingen an, sich mit Alinen bekannter zu machen, und durch diese erhielt sie zuweilen etwas Milch und Brod. Auch den übrigen Gefangenen kam eine Bemerkung zu Statten, die man über die Gemüthsart dieser rohen Menschen machte. Man beobachtete nemlich, daſs sie, bei aller ihrer Fühllosigkeit, doch viel Liebe zu ihren Kindern hatten; und daſs man durch diese oft von ihnen erhalten konnte, was kein anderer Beweggrund zu bewirken im Stande war. Das einzige Mittel, ihr Herz zu rühren, und zur Mildthätigkeit zu bewegen, war, daſs man zu ihnen sagte:

"Bewillige mir dies um des Gesichtes deines Sohnes willen!„

Auf diesem Wege fanden die Gefangenen denn auch Mittel, Briefe nach Algier an den französischen Handelsaufseher oder Konsul bestellen zu lassen. Aline schrieb sie, und sie bediente sich dazu einiger weißen Blätter, welche den obenerwähnten Büchern angebunden waren. Dreimal blieb dieser Versuch zu ihrer Rettung fruchtlos; weil die Briefe nicht an Ort und Stelle kamen. Der vierte wurde endlich wirklich nach Algier gebracht, und dem Dei übergeben. Dieser schickte ihn an den französischen Handelsaufseher, und durch diesen wurde er dem damals dort befindlichen französischen Gesandten Dusault mitgetheilt.

Alle, welche diesen Brief lasen, wurden durch den Inhalt desselben tief gerührt und erschüttert; ungeachtet Aline von den harten Drangsalen, unter welchen sie und ihre Unglücksgefährten seufzten, nur einen Theil beschrieben hatte. Herr Dusault, dem ihre Familie recht wohl bekannt war, ließ sogleich

eine französische Tartane, welche bei Algier vor Anker lag, ausrüsten, um seinen unglücklichen Landsleuten eiligst zu Hülfe zu kommen. Er ließ einen Vorrath von Lebensmitteln und Kleidungsstücken aller Art für sie an Bord bringen, und ersuchte den Dei um ein Empfehlungsschreiben an den großen Marabu, das ist an den Oberpriester von Bugia, welcher bei den Mauren in gar großem Ansehen steht; und da er dieses erhalten hatte, ließ er die Tartane noch denselben Abend unter Segel gehen. Nach einer kurzen und glücklichen Fahrt erreichte dieselbe den Ort ihrer Bestimmung, Bugia.

Hier überreichte der vom Herrn Dusault mitgeschickte Dollmetscher der französischen Gesandschaft, Ibrahim Aga, dem Oberpriester das Schreiben des Dei's, und bat um seine Vermittlung. Dieser lag zwar eben krank darnieder; aber er ließ sich dadurch doch nicht abhalten, in Gesellschaft des Dollmetschers, eines andern Priesters, und etwa sechs oder sieben Mauren, zu Pferde zu steigen, um nach dem Ort hinzureiten, wo Aline mit ihren Gefährten gefangen gehalten wurde, welcher von Bu-

giv noch sechs bis sieben Tagreisen entfernt war. Der Beifall aller guten Menschen, welche diese Geschichte lesen, wird den wackern Priester für diese seine menschenfreundliche Bereitwilligkeit lohnen.

Er kam mit seinem Gefolge glücklich zur Stelle. Die Eingebohrnen, welche den ankommenden Zug von fern erblickten, und die Absicht desselben ahnten, sprangen, zehn oder zwölf an der Zahl, mit dem Säbel in der Hand, in die Hütte der Gefangenen, und verriegelten die Thür. Man kann denken, wie diesen, welche nicht wußten, was vorging, dabei zu Muthe seyn mußte. Die Priester näherten sich der Hütte, pochten an die verschlossene Thür, und fragten: wo die Christen wären? "Am andern Ende des Dorfes!„ war die Antwort, die ihnen von innen zurück gerufen wurde. Allein da einer der Eingebohrnen, welcher vor der Thür stand, durch Mienen und Winke zu verstehen gab, daß sie in der Hütte wären: so stiegen die Priester ab, und ließen die Thür mit Gewalt öffnen. Die in der Hütte befindlichen Mauren ergriffen beim Anblick der Marabus die Flucht.

Diese traten jetzt hinein, und die Gefangenen hielten sich schon für verlohren. Allein der Obermarabu näherte sich liebreich der jungen Gräfin, und überreichte ihr ein Schreiben von dem französischen Gesandten, nebst etwas Brod und Nüssen von seinem eigenen Vorrath. Die Angst der armen Gefangenen verwandelte sich nun auf einmal in das lebhafteste Entzücken. Sie hatten erwartet, in diesem Augenblicke ermordet zu werden, und zu ihrem frohen Erstaunen sahn sie nun auf einmal Engel vor sich stehen, welche gekommen waren, allen ihren Leiden ein unverhoftes Ende zu machen. Beschreibe, wer da kann, den Gemüthszustand der Geretteten bei diesem plötzlichen Uebergang von der schrecklichsten Todesangst zum höchsten Entzücken! Ich vermag es nicht.

Es war Abend. Die Priester und ihr Gefolge brachten die Nacht in der Hütte unserer Gefangenen zu. Am folgenden Morgen ließen sie den entflohenen Eingebohrnen durch ihre Kinder gebieten, vor ihnen zu erscheinen, und sie gehorchten. Das Gebot dieser Priester hat für die Mauren mehr Gewicht, als die ganze Macht

des Deis. Ihr Fluch wird für das Schrecklichste, ihr Segen für das Glücklichste gehalten, was einem Sterblichen widerfahren kann. Auch bitten die Bettler dieses Landes, wenn sie um Allmosen flehen, nicht in Gottes, sondern in des Mirabus Namen, und sind dabei sicher, keine Fehlbitte zu thun.

Der Oberpriester ließ hierauf auch den Scheik oder Anführer der Horde vom Berge zu sich rufen; und da auch dieser erschien, eröffnete er ihm und den Eingebohrnen: Er sey gekommen, die von ihnen gefangen gehaltenen Franzosen zurückzufordern. Frankreich stehe jetzt bekanntlich im Frieden mit Algier; folglich könnten diese Leute, die durch das, was ihnen begegnet wäre, ohnehin schon genug gelitten hätten, ihrer Freiheit nicht beraubt werden. Zwar wisse er wohl, fügte er hinzu, daß die Mauren des Gebirges unabhängig und dem Dei von Algier nicht unterworfen wären; allein auch sie genössen doch der Vortheile des Friedens mit Frankreich, und es würde daher die größte Ungerechtigkeit seyn, Leute, welche zu diesem Volke gehörten, und welche nur ein widriges Schick-

sal an ihre Küste geworfen hätte, zur Sklaverei zu verurtheilen.

Die Antwort der Eingebohrnen, welche der Dollmetscher den Gefangenen übersetzte, erfüllte diese mit neuem Entsetzen. Sie erklärten sich, sagte er, zwar bereit, dem Oberprieſter zu willfahren; doch nur unter der Bedingung, daß Aline bei ihnen bliebe, weil der Scheik diese demnächst zur Gattin für seinen vierzehnjährigen Sohn bestimmt habe; und selbst eine Prinzessin von Frankreich müsse es sich zur Ehre rechnen, den Sohn des Fürsten der Gebirge zu heirathen. Die arme Aline war bei dieser Eröffnung wie vom Donner gerührt; und ihre treuen Gefährten erklärten, daß sie lieber in der Gefangenschaft bleiben, als ihre gute junge Gebieterin verlassen wollten.

Es wurde nun von beiden Seiten darüber hin und her gewörtelt; aber der Scheik blieb lange unbeweglich. Endlich nahm der Oberprieſter ihn auf die Seite, drückte ihm einige Goldstücke in die Hand, und versprach ihm ein Lösegeld von neunhundert Piastern oder spanischen Thalern, wenn er die kleine Gräfin frei ließe.

Dieser vollwichtige Grund that seine Wirkung. Er willigte ein, und die Angst der Gefangenen verwandelte sich nun wieder in die lebhafteste Freude. Der gute Priester ließ einige Kostbarkeiten seiner Weiber, die er gerade bei sich hatte, und einen Türken seines Gefolgs, zum Unterpfand wegen des Lösegeldes zurück, und führte Alinen und ihre Gefährten mit sich fort. Auf dem Wege von da nach Bugia übernachteten sie unter andern in der Hütte eines abscheulichen alten Weibes, welche ganz ausser sich war, daß man die Christenhunde am Leben gelassen, und noch obendrein gar frei gegeben habe. Bei ihrer Horde, meinte sie, hätte das nicht geschehen sollen. Hier würde man die gute Gelegenheit, sich durch die Ermordung dieser Ungläubigen das Paradies zu verdienen, nicht haben vorbei gehen lassen. Sie bereitete hierauf, unter beständigen Toben und Schimpfen, eine Mahlzeit für die Priester; aber auf eine so eckelhafte Art, daß man sich schon satt fühlte, ehe sie noch mit ihrer Kocherei fertig war.

Zu Bugia schifften die Befreiten sich nach Algier ein. Sie kamen daselbst auch glück-

lich an, und wurden von ihren Landsleuten mit offnen Armen, unter froher Rührung, empfangen. Der Gesandte führte die junge Gräfin zuerst in die Kapelle, und stimmte daselbst mit allen zu Algier befindlichen Christen das Herr Gott Dich loben wir! für ihre Errettung an; sorgte dann für ihre und ihrer Gefährten Erquickung und anständige Bekleidung, schickte nicht blos das bedungene Lösegeld, sondern auch ansehnliche Geschenke für ihn und alle, welche sich um seine unglücklichen Landsleute verdient gemacht hatten; und behielt diese so lange bei sich, bis sie von den überstandenen schweren Leiden sich hinlänglich erholt hatten. Dann besorgte er ihre Ueberfahrt nach Frankreich.

Reise
in
das Land der Buschmänner
im
südlichen Afrika.

Daß die Buschmänner ein völlig verwilderter Stamm von Hottentotten sind, die ohne irgend eine Art von bürgerlicher Verfassung, ohne Ackerbau und Viehzucht, gleich wilden Thieren, nur von Raub und solchen Gewächsen leben, welche die ungebaute Natur von selbst hervorbringt; daß diese wilden Horden sich wahrscheinlich, zum Theil wenigstens, aus entlaufenen Sklaven gebildet haben, welche die Unmenschlichkeit ihrer hartherzigen holländischen Herren zur Verzweiflung brachte; und daß man sie von Zeit zu Zeit, wie Raubthiere, mit bewaffneter Hand in den Bergklüften, wo sie ihre Schlupfwinkel in natürlichen Felsenhöhlen zu ha-

ben pflegen, aufsucht, um sie entweder zu erlegen, oder lebendig zu fangen, und zu ewiger Sklaverei fortzuschleppen: das alles hat Vaillant schon in seiner Reise erzehlt. Bisher hatte kein reisender Europäer es gewagt, sie in ihren felsichten Aufenthaltsörtern, zwischen und hinter den sogenannten Schneebergen, absichtlich aufzusuchen; daher waren denn auch alle die Nachrichten von ihnen, die wir bis dahin erhalten hatten, noch gar nicht auf sichere Beobachtungen gegründet, und nichts weniger als vollständig und genugthuend. Dem Engländer Barrow war es vorbehalten, diese Lücke in unserer Menschenkenntniß, zum Theil wenigstens, auszufüllen. Wir wollen nun hören, was er bemerkt hat.

Kaum waren wir, erzehlt Barrow, aus dem Lande der Kaffern nach Graaf Reinet, einer der vordersten holländischen Niederlassungen, zurückgekehrt, als wir uns schon zu einer andern Reise in die Schneeberge, und über dieselben hin nach den darauf folgenden nördlichen Gegenden anschickten. Unsere Hauptabsicht dabei

war, jene wilde Menschenart aufzusuchen, welcher die Holländer den Namen Buschmänner beigelegt haben, weil sie ohne Hütten und alle andere Bequemlichkeiten des Lebens, gleich Raubthieren, in der Wildniß leben, und sich vom Rauben nähren. Zu dieser rohen und verzweifelten Lebensart scheint nichts, als die Hartherzigkeit und Grausamkeit ihrer ehemaligen Herren, der Holländer, sie gebracht zu haben. Dies erhellet aus folgender Erfahrung.

Bei den Streifzügen, welche die holländischen Anbauer dieser und der benachbarten Gegenden von Zeit zu Zeit, auf Befehl der Regierung, gegen diese Wilden anstellen mußten, erhielten sie, ausser dem nöthigen Schießbedarf, zugleich die Erlaubniß, so viele davon lebendig zu fangen und zu Sklaven zu machen, als sie könnten und wollten; und die Eingefangenen wurden dann unter die sämtlichen Jäger durchs Loos vertheilt. So oft es sich nun fügte, daß einer dieser Unglücklichen einem menschlichgesinnten Herrn zufiel, der ihn schonend und milde behandelte: so sah man immer den Wilden sich in einen trefflichen Dienstbothen verwandeln, der

sich durch manche Fähigkeit, durch Fleiß und große Treue auszeichnete. Eine entgegengesetzte Behandlungsart aber hatte immer einen entgegengesetzten Erfolg. Alle diejenigen nämlich, welche das schwere Loos traf, in die Bothmäßigkeit harter und unmenschlicher Herren zu gerathen, ergriffen die erste Gelegenheit, die sich ihnen zur Flucht darbot; nahmen häufig eine Flinte nebst Pulver- und Blei mit; kehrten zu ihrer Wildniß zurück; reitzten ihre Landsleute durch Erzählungen der ausgestandenen Grausamkeiten zur Rache, und theilten ihnen alle diejenigen Nachrichten mit, die sie gebrauchten, um an ihren Verfolgern durch Mord und Raub das Vergeltungsrecht zu üben.

Mit welchem Rechte mögen nun jene holländischen Barbaren sich über die Wildheit, Raubgier und Grausamkeit derer beklagen, die sie zu allem, was sie sind, selbst gemacht haben?

Die Absicht unserer Reise zu diesen geächteten Menschen war keineswegs bloße Neugier. Wir hatten vielmehr von der einstweiligen englischen Regierung des Vorgebirges den Auftrag

zu versuchen, ob wir mit den Häuptern derselben eine Zusammenkunft veranstalten, und sie durch Geschenke und sanfte Behandlung bewegen könnten, ihre wilde und räuberische Lebensart gegen eine menschlichere zu vertauschen; und ihnen dazu den Schutz der Regierung zuzusichern.

Unsere Reise ging zunächst über den Sonntagsfluß nach Waai Hoek, dem Wohnorte des bisherigen Landdrosten von Graaf-Reinet, welcher Lust geäußert hatte, uns zu begleiten. Da dieser Mann den Streifzügen gegen die Buschmänner oft persönlich beigewohnt, folglich die Gelegenheit gehabt hatte, die Gegenden, wo wir sie aufsuchen wollten, genau kennen zu lernen: so war es uns angenehm, ihn zum Begleiter zu haben. Wir hörten von ihm, daß erst vor zwei Tagen eine starke Partei derselben eine Anzahl Rindvieh weggeführt hätte; und es schien nicht unwahrscheinlich zu seyn, daß man sie noch zwischen den nächsten Bergen damit finden würde. Die Lagerstellen dieser Wilden sind leicht entdeckt; allein es ist schwer und gefährlich, zu ihnen hinzukommen. Sie suchen sich nämlich in den Klüften zwischen

hochaufgeschichteten Felsenwänden, von welchen Bergströme herabstürzen, zu ihren Schlupfwinkeln solche Höhlen aus, welche die Natur häufig daselbst gebildet hat; und wählen unter diesen die höchsten, welche ihnen den doppelten Vortheil gewähren, daß sie minder zugänglich sind, und daß man aus denselben weiter umherschauen kann.

Es gelang uns bald, auf ihre Spur zu kommen, die uns nach einer dieser Höhlen führte; allein wir fanden dieselbe schon verlassen. Indessen waren die Feuer eben erst ausgegangen, und das Gras, worauf sie geschlafen hatten, war noch unverwelkt; ein Beweiß, daß sie noch diese Nacht hier zugebracht haben mußten. An den glatten Wänden dieser Höhlen fanden wir Abbildungen, von den Händen dieser Wilden gezeichnet, die unsere Bewunderung erregten. Einige derselben waren zwar nur Zerrbilder (Karikaturen); andere hingegen, und zwar die meisten, wohlausgeführte Zeichnungen von allerlei Thieren, z. B. Straussen, Pavianen, Elenthieren, Antilopen aller Arten und vom Zebra. Einige derselben waren so sprechend ähn-

lich, und nicht nur die Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander, sondern auch die natürlichen Ausdrücke ihrer Eigenthümlichkeiten in Blick und Haltung so richtig angegeben, daß wir uns nicht genug darüber wundern konnten. Der Stoff, dessen sie sich dazu bedient hatten, waren Holzkohlen, Pfeifenthon und die verschiedenen Ockerarten. Woher diese Kunstfertigkeit bei Wilden, welche noch auf einer so niedrigen Stufe der Ausbildung stehen?

Ein Theil des Innern der Höhle war mit einem schwarzen Wesen überdeckt, welches äusserlich das Ansehen von Pech hatte. Der Geruch war bergpechartig. Da ich hinauf reichte, um ein Stück davon mit dem Messer abzulösen, riefen mir unsere Leute zu: Ich möchte mich in Acht nehmen; denn wenn nur das geringste Theilchen davon mir ins Auge flöge, so würde ich auf der Stelle blind seyn! Sie fügten hinzu: Es wäre ein Gift, womit die Buschmänner ihre Pfeile beschmierten, wodurch jede damit gemachte Wunde tödtlich würde. Verschiedene ihrer Bekannten hätten das Leben dadurch verlohren. Sie nannten es Klippgift. Ich selbst

habe keine Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit jener Aussage durch Erfahrungen zu überzeugen.

Wir gelangten am Abend dieses Tages zu der Wohnung des Befehlshabers der Pflanzer an und zwischen den Schneebergen, und übernachteten bei ihm. Er hieß Krüger; und war so eben erst von einem Streifzuge gegen die Buschmänner heimgekehrt. Man hatte vierzig derselben gefangen; und ihm war ein Mann mit seinen beiden Weibern und einem Kinde durchs Loos zugefallen. Der Mann war bloß vier Fuß und zehn Zoll hoch; das eine Weib um acht, das andere um sieben Zoll kleiner. Jener beschrieb uns den Zustand seiner Landsleute als einen wahrhaft kläglichen, besonders in denjenigen Monaten des Jahres, in welchen Frost und Schnee sie hindern, Streifzüge gegen die holländischen Pflanzer vorzunehmen. Alsdann, sagte er, wären die Leiden, welche Kälte und Hunger ihnen auflegten, über alle Beschreibung fürchterlich. Häufig sähen sie ihre Weiber und Kinder vor Mangel und Elend hinsterben, ohne daß sie ihnen Hülfe leisten könnten. Sie wüßten, daß sie von allen Menschen gehaßt würden,

und daß alle nur auf ihren Untergang sännen. Sie lebten daher in beständiger Angst, und das geringste Rasseln des Windes im Laube schreckte sie auf. Nur zwischen diesem elenden Leben, bei welchem sie als Raubthiere verfolgt würden, und einer Sklaverei, in der sie stündlich den entsetzlichsten Mißhandlungen ausgesetzt wären, hätten sie die Wahl. Daher wäre denn auch ihr einziger herrschender Gedanke: Rache an den Holländern zu nehmen, deren Grausamkeit sie in diesen jämmerlichen Zustand gestürzt hätte. Wir wünschten, ihn auf unserm Zuge mitzunehmen; allein, da er freiwillig sich nicht dazu entschliessen, sondern lieber bei seinen Weibern bleiben wollte: so ließen wir ihm seinen Willen.

Als wir nun am folgenden Tage gegen Norden reiseten, bot sich uns ein eben so merkwürdiges als klägliches Schauspiel dar. Es war ein ungeheurer Schwarm Heuschrecken, welcher eine englische Geviertmeile dergestalt überdeckte, daß der Boden dem Auge in einer geringen Entfernung wie verbrannt und mit Asche belegt vorkam. Kein Strauch und kein Grashalm waren weit und breit zu sehen. Unsere Wagen fuh-

ren mitten durch sie hin, und vor ihnen flogen sie in einer Wolke auf, wodurch die Luft umher ganz verdunkelt wurde. Da die Hottentotten den ganzen Schwarm fliegen zu sehen wünschten, so liefen sie unter dieselben hinein; auch sprengte man zu Pferde durch sie hin, allein ohne Erfolg. Nur diejenigen, welche sich unmittelbar unter den Füßen der Pferde und Menschen befanden, flogen auf; die übrigen aber ließen sich dadurch nicht stören. Die Landleute versicherten, daß dies immer ihre Weise wäre, und daß sie sich nicht wegtreiben ließen, so lange ihr oberster Anführer, welcher, ihrer Meinung nach, jeden Schwarm führe, ihnen noch kein Zeichen zur Abreise gegeben hätte.

Dieses Ungeziefer ist eine große Plage für diejenigen Pflanzer, welche sich in diesen Gegenden angebauet haben. Wo sie erscheinen, da fressen sie alles rein auf. Kein Getreide bleibt von ihnen verschont; und sie weichen nicht, so lange noch ein Halm darauf übrig ist. Wann diese Landplage eintritt, so müssen die Einwohner auf Brod fürs ganze Jahr Verzicht thun, und sich bloß mit Fleisch ernähren.

Ein

Ein zweites Unglück, dem diese Leute häufig ausgesetzt sind, besteht in den schrecklichen Gewittern, mit Hagelschlag begleitet, welche hier heftiger und sehr viel schädlicher als in den südlichern Gegenden sind. Dort nämlich wird alles um zwei Monate früher reif, und wenn die Gewitterzeit eintritt, ist die Erndte schon vollendet; hier aber, wo alles so viel später reift, wird oft die ganze Erndte von Hagelschlägen verwüstet.

Was aber die Schneeberge von andern Gegenden des südlichen Afrika vollends unterscheidet, und den Bewohnern derselben sehr beschwerlich fällt, ist der gänzliche Mangel an Holz; weil die Natur hier weder Bäume noch Gesträuch hervorbringt. Unter denen, welche hier gebohren und erzogen wurden, gibt es viele, die in ihrem Leben keinen Baum gesehen haben. Dieser Mangel scheint nicht sowohl der großen Kälte, welche auf und zwischen den Schneebergen herrscht, als vielmehr den ungestümen Winden dieser Gegenden zuzuschreiben zu seyn: denn selbst solche Bäume, welche in Europa fast jeden Grad von Kälte ertragen, kommen hier nicht fort.

Die hier herrschende Kälte aber macht den gänzlichen Holzmangel um so viel empfindlicher. Das einzige Mittel dagegen, womit die Einwohner sich behelfen müssen, ist der Viehmist, den sie überall sorgfältig aufsuchen und zu großen Haufen sammeln. Im Frühjahr gräbt man diesen Mist in viereckigen Stücken aus, wie man bei uns den Torf zu stechen pflegt, und läßt diese von der Sonne dörren. Dies ist ihr einziges Feuerungsmittel.

Wenn man hiezu die stündlichen Gefahren, von den Buschmännern angefallen zu werden, rechnet: so kann man nicht umhin, die Geduld und Beharrlichkeit der Menschen zu bewundern, welche diese großen Uebel ihr ganzes Leben hindurch zu ertragen wissen. Alle ihre Achtsamkeit, und die ununterbrochene Wachsamkeit und Begleitung ihrer Hottentotten sind oft nicht hinlänglich, einen Ueberfall von jenen räuberischen Wilden zu verhindern. Ein Bewohner der Schneeberge schwebt in steter Gefahr, nicht bloß sein Eigenthum, sondern auch sein Leben zu verlieren. Bei der geringsten Entfernung von seinem Hause muß er eine Flinte mitnehmen. Er

kann ohne Waffen weder pflügen, noch säen, noch erndten. Will er ein wenig Gemüße aus seinem Garten holen, so muß es mit der Flinte in der Hand geschehen. Das alles aber erträgt er um der Vortheile willen, welche diese Berggegenden für die Viehzucht gewähren. Nirgends gedeihen besonders die Schafe besser, als hier. Sie übertreffen sowohl an Größe, als auch an Güte, nur nicht an Wolle, alle andere. Die Schwänze mancher darunter wiegen nicht weniger als zwanzig Pfund. Ein hiesiger Pflanzer hat aber selten weniger als drei bis vier tausend Stück solcher Schafe. Die Wolle, die kurz und spröde wie Haar ist, läßt man unbenützt. Daß die Ursache der schlechten Wolle nicht an dem Himmelsstriche, sondern an der Art der Schafe liege, hat man seit einigen Jahren durch die Einführung spanischer Schafe gesehen, deren Wolle sich, wie man bemerkt zu haben glaubt, durch ihren Aufenthalt in Afrika nicht blos nicht verschlimmert, sondern sogar verbessert hat.

Die Rindviehzucht ist hier eben so gesegnet. Die Butter, welche man gewinnt, ist von der allerbesten Art, und wird daher weit und breit,

selbst in der Kapstadt, gesucht. Funfzig Kühe geben wöchentlich hundert Pfund, ob sie gleich dabei noch ihre Kälber ernähren, die man immer mit ihren Müttern herum laufen läßt. Die hier gezogenen Pferde und Zugochsen sind gleichfalls von vorzüglich guter Art.

Dies sind die Vortheile und Nachtheile, zu welchen die Bewohner der Schneeberge sich zu versehen haben. Um jener willen ertragen sie diese mit Geduld und Ergebung. Sie sind ein Schlag Leute, der sich von allen übrigen holländischen Anbauern sehr vortheilhaft auszeichnet; vermuthlich, weil er mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen und mehr Ungemach zu ertragen hat, als jene. Wohlleben verderbt, Widerwärtigkeiten veredeln die menschliche Natur. Die beständige Gefahr, die diese Leute sowohl in Ansehung ihrer Personen, als ihres Eigenthums, ausgesetzt sind, erlaubt ihnen nicht, ein müßiges und träges Leben zu führen. Sie sind daher rüstig und brav; zugleich aber auch friedfertig, dienstbeflissen und ordnungliebend. Selbst die Weiber führen hier ein thätiges Leben, und legen häufig Beweise einer Herzhaftigkeit ab, die

diesem Geschlechte sonst nicht eigen ist. So erhielt z. B. die Frau eines Mannes, der sich in unserm Gefolge befand, während seiner Abwesenheit Nachricht, daß die Buschmänner eine ihrer Schafheerden fortführten. Augenblicklich schwang sie sich auf ein Pferd, ihre Flinte in der Hand, jagte, von einem einzigen Hottentotten begleitet, den Räubern nach, erreichte sie, schoß sich eine Zeitlang mit ihnen herum, jagte sie endlich in die Flucht, und erhielt alle ihre Schafe wieder.

Als wir am folgenden Tage bis dahin gekommen waren, wo die Niederlassungen der Holländer aufhören, stellten sich diejenigen Pflanzer ein, welche aufgeboten waren, uns bei der Aufsuchung der Buschmänner behülflich zu seyn. Unser Anführer las sechszehn derselben und acht bewaffnete Hottentotten aus, die mit unserm Gefolge und den übrigen Hottentotten, welche uns zu Fuhrleuten und Wegweisern dienten, nunmehr eine Anzahl von ungefähr funfzig Personen ausmachten. Wir hatten sieben Wagen, ungefähr hundert Ochsen und funfzig Pferde. Funfzig bis sechzig Schafe, die wir mit uns

führten, sollten uns zum Mundvorrathe dienen. Es wurde hierauf bekannt gemacht, daß von hier an, wo man stündlich darauf gefaßt seyn mußte, mit Buschmännern zusammenzutreffen, das willkührliche Herumstreifen aufhören sollte, und daß jeder den Anordnungen des Befehlshabers strenge Folge zu leisten hätte. Und so setzten wir unsern Zug gegen Norden fort, und erreichten am folgenden Tage den Seekuhfluß.

An dem Ufer desselben erblickten wir einiges Gesträuch; das erste, welches uns in diesen busch- und holzarmen Gegenden vorkam. Was aber unsere Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zog, war eine ungeheure große Anzahl Vögelnester, womit jeder Strauch beinahe ganz überdeckt war. Wir hielten sie von fern für Geier- oder Kranichnester, und erstaunten daher nicht wenig, da wir bei unserer Annäherung einen zahllosen Schwarm von Vögeln aus denselben hervorfliegen sahen, die nicht größer als Lerchen waren. Die uns begleitenden Landleute erkannten sie sogleich für Heuschreckenfresser, und freuten sich sehr über ihre Erscheinung. Diese für Afrika so wohlthätigen

Zugvögel schließen sich immer an die verwüstenden Schaaren der Heuschrecken an, die ihnen zur Nahrung dienen. Zehn Jahre lang hatte man in diesen Gegenden keine Heuschrecken gehabt; folglich auch keine von diesen ihren Verfolgern gesehen. Seit drei Jahren aber hatten sich beide zugleich, wie immer, wieder eingestellt. Kopf, Brust und Rücken dieses Vogels sind aschgrau; Schwanz und Flügel schwarz; ihr Unterleib ist weiß. Ihre Nester sind deswegen so groß, weil viele Paare ihre Wohnungen zellenweise an einander bauen, welche dann, von fern gesehen, nur ein Nest auszumachen scheinen. Diese Vögel, deren ungeheure Zahl eben so erstaunenswürdig, als die der Heuschrecken, war, hatten sich hier einstweilig niedergelassen, weil es nicht wahrscheinlich war, daß sie diese Gegend aus Mangel an Futter sobald wieder würden verlassen müssen. Die ganze Gegend des Seekuhflusses, siebzehn deutsche Meilen lang und zwei dergleichen Meilen breit, war im buchstäblichen Sinne damit überdeckt. Kaum war das Flußwasser wegen der Menge der Heuschrecken, die hineingefallen waren, sichtbar. Sie hatten in dieser ganzen Gegend jeden Gras-

halm und jedes Kräutchen rein weggefressen. Hätte es daher nicht noch Schilfrohr zur Nahrung für unser Vieh gegeben, so hätten wir unsere Reise einstellen, oder doch eine andere Richtung als diejenige nehmen müssen, welche unser Zweck erforderte.

Indem wir unsern Zug von hieraus fortsetzten, wurden Kundschafter voraus geschickt, welche die Wohnplätze der Buschmänner vorsichtig ausspähen sollten. Einer derselben kehrte am folgenden Morgen mit Tages Anbruch zu uns zurück, und brachte die Nachricht: daß man ohngefähr vier deutsche Meilen ostwärts von einem hohen Hügel herab verschiedene Feuer in der Tiefe eines engen Thals gesehen habe. Dieser Nachricht zufolge wurde beschlossen, den Tag über still zu liegen, und erst gegen die Nacht nach der Stelle vorzurücken, wo man die Feuer gesehen hatte. Ehe wir aufbrachen, bereiteten sich die Pflanzer durch das Absingen einiger geistlichen Lieder, und nach Endigung dieser Andachtsübung durch ein tüchtiges Glas Brandwein dazu vor.

Als wir kurz nach Mitternacht, so viel möglich ohne Geräusch, den Fuß des Hügels erreicht hatten, wurde noch einmal ein Lied gesungen, und hierauf noch einmal eine Herzstärkung von Brandwein genommen. Dann setzten wir uns zu Pferde und ritten den Hügel hinauf. Ich hatte mir vorher von unserm Befehlshaber das Versprechen geben lassen, daß ohne dringende Noth keine Feindseligkeiten gegen die Unglücklichen, die wir aufsuchten, ausgeübt werden sollten; und daß wir uns vielmehr bemühen wollten, ihnen Vertrauen zu uns einzuflößen, und sie zu bewegen, in friedliche Unterhandlung mit uns zu treten.

Nach einer Stunde hatten wir das Vergnügen, unsere übrigen Kundschafter zu uns kommen zu sehen. Sie und ihre Pferde waren den ganzen Tag den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen, und hatten sich nicht von der Stelle zu bewegen gewagt, aus Furcht, von den Buschmännern entdeckt und abgeschnitten zu werden. Erst gegen Abend waren sie drei deutsche Meilen weit geritten, um ihre lechzenden Pferde zu tränken und ihren eigenen Durst zu stillen.

Von da kehrten sie jetzt zurück. Sie berichteten uns, daß am vorhergehenden Tage eine beträchtliche Menge Wilder zum Vorschein gekommen wäre, um auf der Ebene Wurzeln auszugraben, daß sie von verschiedenen Seiten her in besondern Haufen sich eingestellt hätten, und daß es daher aller Wahrscheinlichkeit nach eben so viele Horden derselben in der Nähe geben müßte. Die Entfernung der nächsten Horde, die wir überraschen wollten, und die wir in einem tiefen Thale finden würden, schätzten sie auf eine Stunde.

Auf diesen Bericht wurde ein paar Stunden Halt gemacht, um erst mit der ersten Morgendämmerung zu jenem Thale vorzurücken. Dann brachen wir auf, und setzten unsern Weg in feierlicher Stille fort.

Als wir bei dem Thale angekommen waren, bemerkten wir, daß es drei enge Pässe oder Ausgänge hatte, und theilten uns daher in eben so viele Trupp's, um jeden derselben zu besetzen. Einer unserer Hottentotten stieg auf eine Anhöhe, schwenkte als ein Entdeckungszeichen seinen Hut, und zeigte nach der Stelle hin, wo

die Horde ihr Lager hatte. Auf dieses Zeichen sprengten wir darauf los, und in einem Augenblicke waren wir mitten in der Lagerstätte. Der Tag fing eben an hervorzubrechen, und wir sahen, daß wir uns zwischen Hütten von Schilfmatten befanden, wovon jede zwischen zwei Stöcken eine halbkreisförmige Verdachung bildet. Eine solche Verdachung macht die ganze leichte Wohnung des Buschmanns aus.

In dem Augenblicke unserer Ankunft erschreckte ein gräßliches Geschrei der Fliehenden, besonders der darunter befindlichen Weiber und Kinder, unser Ohr. Zu meinem Erstaunen und Unwillen war in eben demselben Augenblick unser Befehlshaber der erste, welcher auf sie feuerte; und einer der Landleute folgte seinem Beispiele. Als ich ihm meinen Abscheu darüber zu erkennen gab, und ihn an unsern Vertrag erinnerte, rief er mir zu: Aber, mein Gott! haben Sie denn nicht den Regen von Pfeilen bemerkt, der zwischen uns fiel? Ich konnte mit Wahrheit sagen, daß ich nichts davon gesehen hätte, und ich drang nun mit allem Nachdrucke darauf, daß weder er, noch irgend einer seiner

Leute, weiter einen Schuß thun sollte. Um ihr Verfahren zu rechtfertigen, fingen sie an, auf dem Boden nach Pfeilen zu suchen, und ich ermunterte sie dazu, um den Unglücklichen, die an den Wänden der Anhöhen zwischen Felsenstücken und Gesträuch hinanzuklimmen sich bemühten, Zeit zu entwischen zu verschaffen. Nichts destoweniger fiel bald darauf an der entgegengesetzten Anhöhe ein neuer Schuß; und als ich dahin sprengte, sah ich einen getödteten Buschmann in seinem Blute liegen. Die Ausrede des Thäters war, daß dieser Wilde sich hinter einem Felsen dicht an einen der Unsrigen geschlichen, und mit seinem Bogen schon auf ihn gezielt hätte; da er denn, um diesen zu retten, jenen wohl hätte zuvorkommen müssen. Ich mußte die Wahrheit der Aussage dahin gestellt seyn lassen; allein ich sah nun wohl, daß ich den Versprechungen dieser Leute, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, keinen Glauben hätte beimessen sollen. Sie sind zu sehr gewohnt, ihre armen wilden Mitmenschen für Wildpret anzusehen, als daß sie beim Anblick derselben sich des Schießens enthalten könnten.

Es gelang mir indeß, alles weitere Blutvergießen und Nachsetzen zu verhindern, indem ich es dahin brachte, daß jeder sein Gewehr niederlegen und sich ruhig verhalten mußte. Alle unsere Pferde wurden losgelassen, und fingen an, ruhig umher zu weiden. Kaum hatten die Wilden dieses bemerkt, und daraus den Schluß gezogen, daß wir weiter nichts gegen sie im Schilde führten, als sie anfingen, Vertrauen zu uns zu fassen. Den Beweiß davon gaben uns verschiedene ihrer kleinen Kinder, die sorglos zu uns herabkamen. Wir beschenkten diese mit Zwieback und andern Kleinigkeiten, und ließen sie hierauf zu ihren Eltern zurückkehren. Bald darauf wagten es auch die Weiber und Mädchen, deren Zahl sich auf dreißig bis vierzig belief, wiewohl mit einiger Aengstlichkeit, sich uns zu nähern. Wir nahmen auch diese freundlich auf, beschenkten sie, und schickten sie nachher zurück, um ihren Männern zu sagen, daß sie gleichfalls zu uns kommen sollten, um sich ein Geschenk an Tabak zu holen. Diese aber hatten weniger Zutrauen zu uns, als die Weiber. Sie zogen lange um den Gipfel eines Hügels herum, und wußten nicht, wozu sie sich entschließen soll-

ten. Die Weiber kehrten unterdessen von Zeit zu Zeit zu uns zurück, und waren wohl schon zwölfmal bei uns gewesen, ehe es ihnen gelingen wollte, uns einen von jenen zuzuführen. Ein einziger faßte endlich ein Herz, und stieg halb lachend, halb weinend, und an Gliedern wie ein banges Kind zitternd, zu uns herab. Man reichte ihm sogleich ein großes Stück Tabak, und schickte ihn zu seinen Gefährten zurück, um ihnen zu melden, daß auch für jeden von ihnen ein Geschenk bereit läge. Dadurch ließen sich noch drei andere bewegen, zu uns zu kommen, und wurden eben so von uns behandelt. Die übrigen alle waren durch die feindselige Art, mit der wir uns bei ihnen eingeführt hatten, zu sehr erschreckt worden, als daß sie Vertrauen zu uns fassen konnten. Diese blieben daher auf ihren Felsen zurück, und waren durch nichts zu bewegen, zu uns herunter zu kommen.

Die Sprache dieser Landleute ist nur eine besondere Mundart von der der Hottentotten; aber doch so abweichend von dieser, daß beide einander nicht mehr verstehen können. Das be-

kannte Anstossen oder Schnalzen mit der Zunge ist beiden Mundarten gemein; doch mit dem Unterschiede, daß der Hottentotte selten mehr als einen Zungenschlag bei jedem Worte hören läßt, der Buschmann hingegen bei jeder Sylbe ohne Ausnahme, und zwar viel lauter schnalzt als jener. Obgleich ein Europäer diese Sprache nur mit vieler Schwierigkeit erlernen kann, so wurde sie doch von mehrern unserer schneebergischen Begleiter eben so fertig, als von den Eingebohrnen selbst, geredet, weil diese in ihrer Kindheit Buschmänninnen zu Ammen gehabt hatten. Diese waren daher unsere Dollmetscher.

Wir wünschten vornämlich das Oberhaupt der Horde zu sprechen, um diesem den Wunsch der Regierung, alle Feindseligkeiten zwischen ihnen und uns beendiget zu sehen, bekannt zu machen. Allein sie versicherten uns, es gäbe keine solche Person unter ihnen. Jeder wäre sein eigener und seiner Familie Herr, und könne thun und lassen, was er wolle. Auch stände es jedem frei, bei der Gesellschaft zu bleiben, oder sie zu verlassen, so wie es ihm gut dünke. Es finde also bei ihnen eben so wenig ein gesellschaftlicher

Vertrag als bei einer Heerde wilder Thiere statt. Man mögte sagen, noch weniger; denn bei diesen letzten pflegt doch häufig das stärkste und älteste der Anführer der übrigen zu seyn.

Als wir endlich zu den Wagen zurückkehren wollten, ließen sich drei von ihnen bereitwillig finden, uns dahin zu begleiten. Die übrigen aber, sammt den Weibern und Kindern, blieben zurück. Die beharrliche Aussage dieser Leute war, daß ihre Horde nie die geringste Feindseligkeit oder Räuberei gegen die holländischen Pflanzer verübt hätte; sie wäre vielmehr stets an der Stelle, wo wir sie gefunden hätten, geblieben, und hätten hier blos von der Jagd und von wilden Wurzeln gelebt. Aller Anschein bestätigte diese Aussage; denn nirgends fand man weder auf ihrem Wohnplatze, noch in der Nähe desselben, Knochen oder Hörner von zahmen Thieren; auch sah man keine andere Häute bei ihnen, als Felle wilder Thiere. Eine einzige Frau bei der ganzen Horde hatte ein Schafsfell über die Schultern hangen; nnd dieser Umstand schien den Pflanzern ein hinreichender Beweis gegen ihre Unschuld zu seyn.

Nach-

Nachdem die drei Männer etliche Tage sehr vergnügt bei uns zugebracht hatten, kehrten sie höchstzufrieden mit unserm Betragen gegen sie zurück. Wir machten vorher jedem von ihnen ein reichliches Geschenk an Tabak, Knöpfen, Messern, Feuersteinen und Feuerstählen, und baten sie, allen ihren Landsleuten zu sagen, daß, wenn sie die Räubereien unterließen, und ohne Waffen zu einer unserer Niederlassungen kämen, und anzeigten, daß sie in Noth wären, sie eben so viele, oder noch mehrere Schafe bekommen sollten, als sie möglicher Weise mit Gewalt und unter Gefahr ihres Lebens rauben könnten; daß unsere gegenwärtige Reise in ihr Land keine andere Absicht gehabt hätte, als sie zu bewegen, ihren Streifereien zu entsagen, und dafür viel größere Vortheile von uns anzunehmen; und daß man sicher keinen Schuß auf ihre Horde gethan haben würde, wenn sie nicht zuerst ihre Pfeile auf uns abgeschossen hätten. Mit diesen Versicherungen entließen wir sie.

Der Kraal, d. i. der Wohnungsplatz dieser Horde, bestand in fünf und zwanzig Hütten von oben beschriebener einfacher Bauart, aus

zwei in die Erde gesteckten und oben zusammengebogenen Stöcken, worüber eine Gras- oder Schilfmatte gedeckt war. Diese leichte Bedeckung war ihr einziger Schutz gegen die rauhe Witterung. Da, wo sie Höhlen finden, gebrauchen sie auch diese nicht einmal. Jede Hütte war ungefähr drei Fuß hoch, und in der Mitte war der Boden wie ein Straussennest ausgegraben. In diese Grube hatte man ein wenig Gras gestreut, welches ihnen zum Polster und zum Bette diente. Darauf liegt die ganze Familie an und über einander, gleich einigen vierfüßigen Thieren, zusammen gepackt. Es scheint gewöhnlich zu seyn, daß ältliche Männer zwei Weiber, ein altes und ein junges, haben. Da sie weder Viehzucht haben, noch Ackerbau treiben, so fanden wir auch keine andere Thiere bei ihnen, als Hunde. Diese waren ausserordentlich fett, welches mir bei der Armuth ihrer Herren unerklärbar vorkam. Allein unsere Holländer belehrten mich, daß die Buschmänner ihren Hunden nichts als gedörrte Heuschreckenlarven zu fressen geben; und da dieses Nahrungsmittel in diesem Jahr in Ueberfluß vorhanden war, so hörte mein Befremden auf. Die Busch-

männer genießen davon zugleich mit ihren Hunden. An andern Mundvorräthen fanden wir in ihren Hütten nichts, als wildgewachsene Zwiebeln und Eier oder Larven von weißen Ameisen.

Die letzten scheinen eine ihrer vorzüglichsten und liebsten Speisen zu seyn. Ich schließe dieses aus der Seltenheit der Ameisenhügel in den ihnen nahe liegenden Gegenden; da dieses Geziefer doch in allen andern Theilen Südafrika's in so großer Menge angetroffen wird. Vermuthlich haben sie durch den häufigen Verbrauch derselben ihre Zahl zu sehr vermindert. Ueberall, wo ein solcher Hügel gewesen war, fanden wir ihn schon geplündert und zerstört.

Die Mannspersonen gingen ganz ungekleidet. Beinahe war dies auch bei den meisten Weibern der Fall. Ihre einzige Bedeckung war ein Gürtel von Springbockshaut, an welchem vorn eine lustige Schürze von dünnen Riemen hinabhing. Indessen waren sie doch nicht ganz ohne einigen Putz. Einige trugen nämlich Kappen von Eselshaut; auch wohl Stückchen Kupfer und Knöpfe am Halse. Bei allen Mannsperso-

nen war der Nasenknorpel durchbohrt, in welchem sie ein Stückchen Holz oder eine Stachel vom Stachelschweine trugen. Eitelkeit, folglich auch Putz, findet man bei den rohesten, wie auch bei den gebildetsten Menschen. Sie scheint eine Schwachheit des gesammten Menschengeschlechts zu seyn, von der nur der vollendete Weise sich mehr oder weniger loszumachen verstand.

Der längste Mann, den wir unter ihnen sahen, war nur vier Fuß und neun Zoll, die längste Frau hingegen nur vier Fuß und vier Zoll groß. Vier Fuß und sechs Zoll scheint die mittlere Größe der Männer, und vier Fuß die der Weiber zu seyn. Eine von den letzten, die mehrere Kinder hatte, maß nur drei Fuß und neun Zoll. Die kümmerliche Lebensart dieser Leute, ihr gänzlicher Mangel an allen zur Leibespflege gehörigen Dingen, und die Einwirkung einer kalten und rauhen Bergluft auf ihre unbekleideten Körper, scheinen die Ursache ihres geringen Wachsthums zu seyn.

Ihre Farbe, ihr Haar und ihre Gesichtszüge sind ein augenscheinlicher Beweiß, daß sie

mit den Hottentotten einerlei Abstammung haben, ungeachtet diese minder häßlich und nicht so klein sind, als sie. Die Buschmänner gehören in der That zu den häßlichsten Geschöpfen des gesammten Menschengeschlechts. Die platte Nase, die hohen Backenknochen, das vorstehende Kinn und das eingefallene Gesicht, geben ihnen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Affen, die ihr kühnes und lebhaftes Auge nicht vermindern kann. Der Schnitt ihrer Augenlieder, die bei der Nase nicht, wie bei den Europäern, einen Winkel bilden, sondern in einer Rundung zusammenlaufen, gibt ihrer Gesichtsbildung eine Aehnlichkeit mit den Chinesen.

Ihre Thätigkeit ist unbeschreiblich groß. Sie gehören zu den schnellsten und gewandtsten Läufern und Springern auf dem Erdboden. Der Klippenspringer (eine Art Gemsen in Afrika) kann sie in der Geschicklichkeit, von Klippe zu Klippe zu springen, kaum übertreffen. Auf unebenen Boden und an den Seiten der Berge soll kein Reiter es mit ihnen aufnehmen können.

Ihr Rückgrad ist so sehr nach einwärts zu gebogen, und ihr unverhältnißmäßig großer After tritt so weit hervor, daß die Linie vom Nacken bis zum Hintern ein vollkommenes S bildet. Die Größe des Afters ist besonders bei ihren Weibern sehr auffallend. Bei einer dieser Personen, an welcher wir die Verhältnisse ihrer Glieder zu einander massen, trat dieser Theil von dem Rückgrade um fünf und einen halben Zoll hervor. Diese Masse schien blos aus Fett zu bestehen, und gab dem Frauenzimmer, wenn es ging, ein sehr lächerliches Ansehen; denn jeder Schritt war mit einer so schwabbelichen und zitternden Bewegung dieses Körpertheils verbunden, daß es völlig das Ansehen hatte, als wenn hinten zwei gallertartige Massen an ihren Körper angehängt wären.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen: Woher das Hottentottengeschlecht, wozu die Buschmänner unstreitig mitgehören, und welches sich von jedem andern Volke, nicht blos in Afrika, sondern auch in den übrigen Welttheilen, so sehr unterscheidet, wohl eigentlich abstammen möge? Die verschiedenen Meinungen,

die man darüber geäußert hat, hier aus einander zu setzen, würde langweilig seyn, ich will mich daher begnügen, nur diejenige darzulegen, welche mir die meiste Wahrscheinlichkeit zu haben scheint.

Es ist die: Daß sie zunächst egyptischen und mit den Egyptern zugleich chinesischen Ursprungs sind; so sonderbar es auch scheinen mag, eines der sinnreichsten und gebildetsten Völker mit einem der rohesten, welches noch auf der untersten Stufe der Menschheit steht, in Verwandschaft bringen zu wollen. Die Gründe, welche dieser Meinung zur Stütze dienen, sind folgende:

Erstens ihre äußere Bildung: Nimmt man die ausserordentlich platte Nase und das buschichte Haar aus, so haben sie mit den Chinesen eine auffallende Aehnlichkeit; dieselbe Farbe der Haut, dieselben hervortretenden Backenknochen, derselbe Schnitt der Augen. Was sie unterscheidet, kann sehr wohl nur eine Wirkung der Verschiedenheit des Himmelsstrichs, der Erziehung und der Lebensart seyn.

Zweitens die übereinstimmenden Nachrichten, welche einige Schriftsteller des Alterthums

von den alten Egyptern und den angrenzenden Aethiopiern hinterlassen haben. Sie beschreiben uns z. B. unter den Namen Pygmäen, Zwerge, und Troglodyten, Höhlenbewohner, zwei in der Nachbarschaft des Nils ehemals lebende Völker, mit Zügen, welche ganz von Hottentotten und Buschmännern entlehnt zu seyn scheinen. Am auffallendsten ist die Schilderung, welche einer dieser Schriftsteller *) von einigen äthiopischen Völkern entwirft. Sie paßt so genau auf die Buschmänner, als wenn diese dazu gesessen hätten. "Es herrscht, sagt er, eine viehische Rohheit in ihren Sitten und Gebräuchen; ihre Töne sind gellend, übelklingend und kaum für menschliche zu erkennen. Sie gehen nackt, und stecken ihre vergifteten Pfeile in eine Binde, die sie um den Kopf gewunden haben. Diese Pfeile springen, gleich eben so vielen Strahlen, hervor, und bilden eine Art von Krone u. s. w." Die Buschmänner thun mit ihren Pfeilen gerade dasselbe, und stecken sie auf die nämliche Art auf. Sie haben dabei

*) Diodor aus Sicilien.

die doppelte Absicht, geschwinder zu schießen, und ihren Feinden durch den stachlichten Kopfputz Schrecken einzuflößen.

Obgleich der Buschmann in jeder Hinsicht ein Hottentotte ist, so unterscheidet er sich doch in Ansehung seiner Gemüthsbeschaffenheit gar sehr von denen, welche bei den Europäern und in der Knechtschaft leben. Er ist äußerst lebhaft in seinen Empfindungen, Vorstellungen und Handlungen, von heiterem Gemüthe, und sehr thätig. Seine Fähigkeiten gehen weit über das Mittelmäßige hinaus; und da er den Müßiggang, der Gewohnheit der meisten Wilden zuwider, verabscheuet: so ist er selten ohne Beschäftigung. Bei den dienstbaren Hottentotten findet man in der Regel gerade das Gegentheil. Die vollkommene Freiheit der einen, und die Sklaverei der andern, machen diesen Unterschied erklärlich.

Bei Tage leben die Buschmänner, gleich dem Wilde, gewöhnlich versteckt, aus Furcht vor den holländischen Pflanzern, von welchen sie stündlich angefallen, gefangen oder getödtet zu werden besorgen müssen. Des Nachts hingegen

kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und überlassen sich beim Mondscheine häufig den Tanzbelustigungen, welche sie oft vom Sonnenuntergange an bis zum Sonnenaufgange fortsetzen. Die kreisförmigen ausgetretenen Bahnen, die wir um ihre Hütten her bemerkten, schienen zu beweisen, wie sehr sie diese Lustbarkeit lieben. Sie sollen vorzüglich lustig bei der Annäherung des ersten Gewitters nach dem Winter seyn, weil sie dieses für ein so gewisses Kennzeichen des Sommeranfanges ansehen, daß sie ihre ledernen Bedeckungen in Stücken zerreissen, sie in die Luft werfen, und verschiedene Nächte hinter einander tanzen. Bei der harten, beschwerlichen und kümmerlichen Lebensart dieser Leute, und bei den unaufhörlichen Gefahren, worin sie schweben, kann man ihren Frohsinn und ihren Hang zur Lustbarkeit nicht genug bewundern.

In jedem Theile des Landes bemerkte man Spuren ihrer Thätigkeit; z. B. Fallgruben, um Wildpret zu fangen. Diese sind oben mit Stäben belegt und mit Gesträuch oder Rasen bedeckt, wodurch sie dem Auge des Wildes ver-

borgen bleiben, so daß es keinen Anstand nimmt, hinüber zu laufen; dann aber hineinstürzt, und sich gefangen sieht. Oft findet man auch in diesen Gruben spitzige Pfähle errichtet, von welchen die hinabstürzenden großen Thiere, z. B. die Seekühe, gespießt werden. An andern Stellen hat man Steine in langen Reihen, gleich einer Mauer, aufgehäuft, und nur hin und wieder eine Oeffnung gelassen, durch welche das Wild seinen Lauf zu nehmen sich gezwungen sieht. Daselbst lauern dann aber die Jäger im Hinterhalte, und empfangen die durchlaufenden Thiere mit ihren vergifteten Pfeilen oder Wurfspießen. Solche Steinreihen oder Mauern sahen wir in einigen Gegenden Stundenlang fortlaufen. Statt der Steine hatten sie auch oft Stäbe dazu gebraucht, an deren obern Enden Straussenfedern flattern, welche die Thiere erschrecken, und sie zwingen, nach denjenigen Stellen hinzulaufen, wo die Jäger in ihrem Hinterhalte sich verborgen halten. Das alles zeugt denn doch von Nachdenken und von Fleiß.

Nur dann, wenn alle ihre Unterhaltungsmittel fehlschlagen, treibt sie die Noth, einen

eben so mühseligen als gefährlichen Streifzug in die Besitzungen der Pflanzer vorzunehmen. Noth sowohl, als das ihnen von den Europäern gegebene Beispiel, reizen sie dann zur Grausamkeit. Von Natur ist das ganze Hottentottengeschlecht sanft und im höchsten Grade lenksam; allein das Betragen der holländischen Pflanzer gegen sie ist so schändlich und unmenschlich gewesen, daß ihre eigene Grausamkeit sich damit entschuldigen läßt. Sie wurden von dem Volke, das sie jetzt berauben, und an dem sie sich zu rächen suchen, aus ihrem Vaterlande verjagt, und gezwungen, in die ärmsten und rauhesten Gegenden zu flüchten. Ihre Weiber und Kinder wurden von ihnen gefangen und in eine harte Knechtschaft abgeführt. Ist es zu verwundern, daß sie Grausamkeiten mit Grausamkeit vergelten? Daß sie aber ihre überdachte Grausamkeit über jedes lebendige Geschöpf ausdehnen, welches ihren Feinden angehört, ist ein Beweis, daß ihre von Natur sanfte Gemüthsbeschaffenheit nach und nach sehr ausgeartet ist. Wenn sie z. B. einen Hottentotten erwischen, der seines Herrn Haus oder Heerde bewacht: so begnügen sie sich nicht damit, ihn zu tödten, son-

dern quälen ihn vorher auf die grausamste und unmenschlichste Weise. Sie zerren ihm z. B. die Eingeweide aus dem Leibe, reißen ihm die Nägel ab, schinden ihn auch wohl, und sind in der Erfindung neuer Martern für dergleichen unglückliche Schlachtopfer unerschöpflich. Selbst die armen unschuldigen Thiere, welche sie fangen, werden mit ähnlicher Barbarei gequält und gemartert. So weit können Menschen, von Unmenschen verbildet, von der Höhe ihrer angebohrnen Natur zu der gefühlosesten und gräßlichsten Barbarei hinabsinken!

Der Zustand, worein man dieses Volk unbarmherziger Weise gestürzt hat, hat die sanfte und schüchterne Gemüthsbeschaffenheit, die ihnen vorher mit dem ganzen Geschlechte der Hottentotten gemein war, gänzlich vertilget. Wenn ein Trupp sich von den Pflanzern umringt und keine Aussicht zu entkommen mehr vor sich sieht, dann vertheidigt er sich auf die verzweifeltste Weise, und bis auf den letzten Mann. Man hat bei solchen Gelegenheiten oft gesehen, daß einige von ihnen sich mitten unter ihre Feinde stürzten, um sie in Verwirrung zu bringen, und

ihren Gefährten, besonders aber ihren Weibern und Kindern, Gelegenheit zu verschaffen, sich durch die Flucht zu retten. So vereinigen sich unmenschliche Grausamkeit und liebevolle Großmuth oft in einem und eben demselben menschlichen Wesen!

Sie führen ihre Raubzüge nicht ohne eine gewisse überdachte Klugheit aus. Wenn sie ihre Beute forttreiben, und sich verfolgt sehen: so theilen sie sich allemal in zwei Partheien; die eine führt das Vieh fort, die andere sucht ihre Verfolger durch unaufhörliche Angriffe, wo nicht zu ermüden, doch aufzuhalten. Sehen sie sich übermannt und in die Unmöglichkeit versetzt, das geraubte Vieh in Sicherheit zu bringen: so durchbohren und lähmen sie mit vergifteten Pfeilen, wenn ihnen Zeit dazu gelassen wird, die ganze Heerde, um sie wenigstens zu vertilgen. Man sieht, daß Rachgier sie bei diesen Streifzügen eben so sehr als Raubsucht belebt.

Ihre Pfeile und Wurfspieße sind immer in Gift getaucht; nur das macht sie gefährlich, denn sonst sind ihre Bogen so ausserordentlich klein, daß nicht viel davon zu befürchten seyn würde.

Von den frühesten Jahren an gewöhnen sie sich an den Gebrauch des Bogens. Die kleinsten Knaben, die von den Felsen zu uns herabkamen, brachten ihren Bogen und einen mit Pfeilen angefüllten Köcher mit. Ein voller Köcher enthält ungefähr siebenzig bis achtzig Pfeile; aber auch einige Pinsel, womit man das Gift aufträgt, und ein Feuerzeug, welches aus zwei kleinen Stäben von hartem Holze besteht. Wenn man Feuer damit anmachen will, so legt man das eine Stück, worin sich ein Loch befindet, wagerecht auf ein Häufchen Heu; setzt die Spitze des andern senkrecht in jenes Loch, und dreht es zwischen den Händen schnell herum, da denn das untenliegende Heu durch die Schnelligkeit des Reibens unglaublich schnell in Flammen geräth.

So elend das Leben der Buschmänner uns nothwendig vorkommen muß, so ist es doch, ihrem eigenen Gefühle nach, minder kläglich, als es uns scheint. Diese Leute haben keine andere als die allereinfachsten Bedürfnisse, und diese können sie doch wenigstens an den meisten Tagen ihres Lebens befriedigen. Sie sind dabei im höchsten Grade abgehärtet, und ertragen da-

her manches mit völliger Gleichgültigkeit, was uns andern, die wir verwöhnt und verweichlichet sind, ganz unerträglich zu seyn scheint. Hiezu kommt, daß sie keinen bessern Zustand kennen, womit sie den ihrigen vergleichen könnten, und wodurch dieser ihnen verhaßt gemacht würde. Unter ihnen selbst herrscht die vollkommenste Gleichheit. Was einer hat oder genießt, das haben und genießen alle; und was einer entbehrt oder leidet, das entbehrt und leidet mit ihm die ganze Horde. Sie bekümmern sich, wie andere Wilde, nicht um den folgenden Tag; und blos dadurch ist eine der ergiebigsten Quellen der Leiden, welche gebildeten Menschen zuströmen, für sie verstopft. Sie wissen daher auch nichts vom Haushalten oder Sparen. Haben sie eine Heerde geraubt und glücklich nach Hause gebracht, so wird alles hinter einander so geschwind geschlachtet, daß ihr ganzer Aufenthaltsort oder Kraal in kurzen dadurch zum Schindanger wird, und die Luft durch den Gestank herumliegender Aeser verpestet. Die Menge von Geyern, die durch diese faulen Ueberreste herbeigelockt werden, dienen den Pflanzern oft zur Entdeckung eines solchen Kraals. Sie

sind

sind eben so unreinlich und gefräßig, als jene Vögel, welche den Raub mit ihnen theilen. Den dreien, die uns nach dem Wagenplatze begleiteten, hatte man gegen fünf Uhr Abends ein Schaf gegeben, und dieses war am folgenden Morgen völlig von ihnen aufgezehrt. Sie aßen davon die ganze Nacht hindurch, schliefen nicht, und hörten nicht eher auf, als bis von dem ganzen Thiere nichts mehr, als das Fell und die Knochen, übrig war. Nach dieser Mahlzeit waren ihre sonst eingefallenen Bäuche dergestalt ausgedehnt, daß sie fast gar nichts menschenähnliches mehr hatten. Sie tranken dazu kein Wasser, sondern bereiteten sich einen Trank, dessen Verfertigung man nur zu sehen braucht, um den größten Eckel zu empfinden. Indem sie nämlich dem Thiere die Kehle abschnitten, öffneten sie zu gleicher Zeit den Bauch desselben, und ließen das Blut zwischen die Eingeweide rinnen. Dann schnitten sie diese mit einem Messer durch, gossen eine Menge Wasser hinein, rührten alles, das Dicke mit dem Dünnen, wohl durcheinander, fingen dieses eckelhafte Gemisch in Gefäße auf, und tranken es mit dem größten Wohlbehagen.

Ihr Hand- oder Tellertuch bei diesem gräulichen Schmause war die Haut ihres Leibes, an der sie sich von Zeit zu Zeit die fetten Hände abwischten. Eines andern Fettes zum Einbalsamen der Haut, nach Hottentottischer Art, schienen sie sich nicht zu bedienen. Haare und Gesicht hingegen waren bei vielen von ihnen mit rothem Oker eingerieben. Einige hatten das Gesicht auch schwarz gefärbt. Dies thun sie mit dem Kern einer kleinen Nuß, die vorher in Feuer gebrannt wird. Von dem Oehle dieser Nuß, welche sie Kaj nennen, sind sie überzeugt, daß es gegen die Steifheit der Gelenke diene, und die holländischen Pflanzer halten es für das beste Mittel gegen die Flüsse. Dieses Oehl hat wirklich eine große Aehnlichkeit mit dem sogenannten Kajeputöhl, welches einen großen Ruf als ein vortreffliches Heilmittel gegen ebendieselbe Krankheit erlangt hat.

Merkwürdig ist es, daß diese Zwergart eine weit stärkere Leibesbeschaffenheit hat, und länger zu leben pflegt, als die übrigen Hottentotten. Man findet unter denen von ihnen, welche bei den Landleuten in der Knechtschaft leben,

viele, die ein hohes Alter erreichen. Ihre Arzneikunde schränkt sich meistentheils nur auf Ein Mittel ein; wenigstens wird dieses immer zuerst versucht, von welchem Uebel sie auch befallen seyn mögen. Es besteht darin, daß sie sich das vorderste Gelenke eines Fingers abschneiden. Den Anfang machen sie mit dem kleinen Finger der linken Hand, weil dieser unter allen am leichtesten entbehrt werden kann. Die Meinung, von der sie sich dabei leiten lassen, ist die: daß die Krankheit aus dem Körper mit dem Blute herausfließe.

Es ist bei ihnen gewöhnlich, die Todten zu beerdigen, und sie dann, wie bei den übrigen Hottentotten, mit einem Steinhaufen zu bedecken. Auf grasreichen Ebenen, wo keine Steine zu haben waren, fanden wir die Grabstellen mit Erdhügeln bedeckt, die so groß waren, daß ihre Anlegung keine geringe Arbeit gekostet haben mußte. Aber Mühe und Arbeit scheinen ihnen nicht, wie den gezähmten Hottentotten, zur Last, sondern vielmehr zum Vergnügen zu gereichen.

Unter den Erzeugnissen ihres Kunstfleisses bewunderten wir vornämlich folgende: ihre Pfeile, die sehr niedlich gearbeitet sind; ihre Fischkörbe, die eine sehr zweckmäßige Einrichtung haben; ihre wohlgeflochtenen Gras- oder Schilfmatten, die ihnen zum Obdache dienen, wenn sie unter freiem Himmel wohnen, und endlich die schon oben erwähnte Zeichenkunst, womit sie an glatten Felsenwänden vollkommen ähnliche Abbildungen von Thieren machen. Bei unsern Nachforschungen über diese Bilder erfuhren wir von ihnen, daß sie insgesamt das Werk eines zahlreichen Stammes ihrer Landsleute wären, die etwas weiter nordwärts wohnten.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die holländischen Pflanzer einsehen lernten, wie vortheilhaft es für sie selbst seyn würde, wenn sie ihren Streifzügen gegen dies unglückliche Volk ein Ende machten, und eine gelindere Behandlungsart gegen sie annähmen. Es würde ihnen zwar schwerlich gelingen, sie von ihrer gewohnten wilden Lebensart zurück zu bringen; allein ihr tief eingewurzelter Haß gegen die Europäer, welchen diese ihnen durch Grausamkeit selbst ein-

geflößt hatten, würde sich legen, und nach und nach würde zu beider Besten zwischen beiden Partheien ein friedlicher Verkehr entstehen. Der erste Schritt dazu würde der seyn, daß man die unmenschliche Gewohnheit, ihre Weiber und Kinder gefangen wegzuführen, abschaffte. Diese Unmenschlichkeit scheint sie am meisten erbittert zu haben. Der Zustand derer, welche von den Pflanzern eingefangen werden, ist in der That noch schlimmer, als der gewöhnliche Sklavenstand; denn einen Sklaven kauft man für Geld, und kann ihn, wenn man will, wieder verkaufen. Man schont ihn also, und sucht sein Leben zu erhalten, wo nicht aus Menschlichkeit, doch aus Eigennutz, weil er, wie Pferde und Ochsen, einen Geldwerth hat. Bei dem armen Buschmann ist dies nicht der Fall. Die holländische Regierung des Vorgebirgs erlaubte zwar den Pflanzern, ihn zu fangen oder zu tödten, aber nicht, ihn zu verkaufen. Durch diese halbe Menschlichkeit hat man den Zustand dieses unglücklichen Volks mehr verschlimmert als verbessert.

Vor vierzig Jahren noch besuchten die Buschmänner die Wohnungen der Pflanzer dreist

und öffentlich, weil damals jene grausame Verwilligung noch nicht statt fand. Damals begnügten sie sich damit, zu betteln, und bei Gelegenheit zu stehlen; aber niemals begingen sie einen Mord. Sie schritten zu diesem äußersten Mittel nicht eher, als bis die Regierung die unkluge und ungerechte Maßregel ergriff, den Landleuten eine unbeschränkte Gewalt über das Leben derjenigen einzuräumen, die sie gefangen nehmen würden. Man hätte damals den Streifzügen gegen sie gewisse Grenzen setzen, sie blos auf den Umfang der Pflanzungen und auf die Gefangennehmung des Gesindels einschränken sollen, ohne dasselbe für vogelfrei zu erklären. Nichts kann ungerechter und unverantwortlicher seyn, als der Angriff, den unsere Parthei auf den Kraal machte. Die armen Geschöpfe schliefen ruhig unter ihrem niedrigen Mattendache, und befanden sich, fern von den Grenzen der Plantagen, im Herzen ihres eigenen Landes. Das Einzige, was uns dabei zur Entschuldigung gereichen kann, ist die gute Absicht, die wir hatten: ein friedliches Verhältnis zwischen ihnen und den Pflanzern zu stiften. Allein diese Absicht gab uns doch keinesweges das Recht,

mit einem feindlichen Einfalle den Anfang zu machen, welcher einem von ihnen das Leben kostete.

Man würde den Räubereien dieser Wilden weit wirksamern Einhalt thun können, wenn man sie kühn angriffe, sobald sie über ihre Grenzen kämen; sich aber nie erlaubte, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, oder sie dahin zu verfolgen. Dann würden sie begreifen, daß sie mit eben so gerechten als überlegenen Menschen zu thun hätten, die weiter nichts wollten, als sich gegen ihre Ungerechtigkeiten sichern; und sie würden ihre Streifereien endlich von selbst aufgeben. Dies wäre aber den Wünschen der Pflanzer nicht gemäß, deren Absicht vornämlich dahin geht, sich Kinder zu verschaffen. Zur Begleitung ihrer zahlreichen Heerden haben sie viele Leute nöthig, und die Hottentotten werden von Jahr zu Jahr seltner; so daß man keine hinlängliche Anzahl derselben mehr bekommen kann. Diesen muß man überdies auch Lohn geben. Der arme Buschmann hingegen erhält weiter nichts, als sein Schaffell zur Bedeckung, und sein kümmerliches Essen.

Indessen sind die Mühseligkeiten, welche die Landleute auf ihren langwierigen Streifzügen gegen die Buschmänner auszustehen haben, sehr groß und mannigfältig. Sie müssen Hunger und Durst dabei ertragen; sind den Abwechselungen von großer Hitze und Kälte ausgesetzt, und selten ist es ihnen dabei vergönnt auszuruhen, und von ihren Anstrengungen sich zu erholen. Viele leiden an den Wunden von vergifteten Pfeilen, die zwar nicht immer tödtlich sind, aber doch häufig langwierige Leiden nach sich ziehen, von welchen sie niemals genesen. Einige von ihnen sind zwar so klug, Schröpfköpfe mitzunehmen, um das vergiftete Blut auf der Stelle aussaugen zu lassen, auch die Wunden mit frischem Oehle auszuwaschen, und eine tüchtige Menge Weinessig zu trinken; und diese genesen leicht. Andere hingegen verlassen sich auf den Gebrauch gewisser Marktschreiermittel, und müssen dafür büßen. Die Hottentotten waschen gemeiniglich ihre Wunden mit einem Gemische von Urin und Schießpulver aus; und man hat bemerkt, daß diese selten daran sterben, ausser wenn sie gefährlich verwundet worden sind.

Ich habe einigemal der Abbildungen von allerlei Thierarten erwähnt, welche die Buschmänner an den Felsenwänden ihrer Höhlen mit auffallender Geschicklichkeit zu machen wissen. Einige unserer Begleiter behaupteten, unter solchen Wandgemählden auch zuweilen die Figur eines Einhorns gefunden zu haben. Dies reizte meine Neugier. Bekanntlich ist über das Daseyn solcher Geschöpfe, die wir bis jetzt nur erst aus der zum englischen Wappenhalter gewählten Zeichnung kennen, und von welchen noch immer nicht ausgemacht ist, ob sie einen wirklichen Gegenstand in der Natur haben, oder nur ein Werk der Einbildung seyen, oft gestritten worden. Fände sich nun eine solche Abbildung unter den Wandbildern der Buschmänner, welche alle übrige Zeichnungen von Thieren ganz nach der Natur entworfen zu haben scheinen: so würde das kein unbedeutender Beweisgrund für die erste Meinung seyn. Ich beschloß daher, noch mehr dergleichen bemahlte Höhlen aufzusuchen; und wir ließen uns dabei von einem Pflanzer führen, welcher vor einigen Jahren erst die Abbildung des Einhorns unter andern Thierbildern gefunden zu haben versicherte.

Lange blieben unsere Nachforschungen fruchtlos. Wir trafen zwar mehrere Höhlen an, welche mit allerlei sehr ähnlichen Thierbildern, z. B. vom Elephanten und Nasehorn, von der Seekuh oder dem Flußpferde, der Giraffe u. s. w. ganz bemahlt waren; allein die Figur des Einhorns war nicht darunter. Endlich aber gelangten wir in einer sehr versteckten Felsenkluft zu einer Höhle, deren Eingang mit dickem Gesträuche verwachsen war. Nachdem wir die Büsche weggehauen hatten, um dem Tageslichte Eingang zu verschaffen, untersuchten wir die zahlreichen Gemählde, welche sich an den Wänden befanden; und entdeckten endlich einen Theil von einer Figur, die offenbar ein Einhorn vorstellen sollte; die aber leider nicht mehr vollständig war.

Dieser Umstand war für mich sehr verdrüßlich; die uns begleitenden Landleute aber konnten nicht begreifen, warum ich einen so hohen Werth auf eine vollständige Abbildung dieses Thieres legte, an dessen Daseyn sie gar nicht zweifelten. Als man ihnen aber sagte, daß demjenigen, der dasselbe todt oder lebendig schaffen könnte, eine Belohnung von tausend,

ja sogar von fünftausend Thalern zu Theil werden sollte, sperrten sie Maul und Nase auf, und erklärten sich bereit, einen Streifzug mit uns hinter den Bambosberg zu machen, wo einige von ihnen völlig überzeugt waren, daß man dieses Thier finden würde. Gründe, welche nicht von mir abhiengen, machten es unthunlich, dieses Anerbieten anzunehmen.

Daß die Buschmänner dieses Thier unter andern, die es in der Wirklichkeit gibt, abzuzeichnen pflegen, scheint in der That einen starken Beweisgrund für das Daseyn desselben abgeben zu können. Unter einigen tausend Thierfiguren, die wir während unserer Reise in Höhlen angetroffen hatten, gab es keine einzige, die nicht ein wirkliches Geschöpf bezeichnet hätte, keine einzige, die man für eine Erdichtung der Einbildungskraft hätte erklären können; vielmehr waren alle, ohne Ausnahme, eine so getreue Darstellung der Natur, als man von den Kunstfähigkeiten dieser Wilden nur immer erwarten konnte. Warum sollten sie gerade mit der Figur des Einhorns eine Ausnahme gemacht haben? Und wie sollte ihre Einbildungskraft

gerade auf die Erdichtung dieser Thierart verfallen seyn?

Es ist hier der Ort nicht, die Gründe für und wider das Daseyn dieser Thierart aus einander zu setzen; ich muß aber bekennen, daß mir die ersten bei weiten überwiegend zu seyn, und eine viel größere Wahrscheinlichkeit, als die letzten, zu geben scheinen. —

Das Wetter war seit mehrern Tagen ausserordentlich schwühl gewesen; heute, da wir den Berg wieder hinabstiegen, überzog sich der Himmel plötzlich mit schweren und schwarzen Wolken, die augenblicklich zu bersten droheten. Unsere Wagen erreichten indeß noch zu rechter Zeit eine gegen den Wind geschützte Stelle im Thale, als ein schrecklicher Sturm mit unbeschreiblicher Wuth seinen Anfang nahm. Der Ungestüm des Windes war so groß, daß er alles mit sich fortriß, und hinter ihm folgte ein Donner, der die Grundsäulen der Erde zu erschüttern schien. Es folgte Schlag auf Schlag mit einem so entsetzlichen Krachen, daß die ungeheuern Felsenmassen der Berge davon erbebten und den Einsturz droheten. Statt einzelner Blitze schossen rothgelbe Feuerströme durch die

verfinsterte Luft. So lange ich lebe, erinnere ich mich nicht, solche Feuermassen gesehen, solch Donnergekrache, solche brausende und brüllende Winde, und solch Regengeprassel gehört zu haben. Der Platzregen war mit Hagel von ungewöhnlicher Größe untermischt; und die gewaltigen Windstöße schienen mit dem Donner und Blitze um die Oberherrschaft zu streiten. Am folgenden Morgen sah man rings umher und weit und breit nichts als Verwüstung. Solche Stürme und Ungewitter sind hier gar nichts ungewöhnliches.

Bei unserer Rückreise kamen wir durch eine Gegend, die überaus reich an Bienen und ihren Erzeugnissen, Wachs und Honig, war. Beinahe an jedem Felsen hingen ihre Zellengebäude in großen Klumpen herab. Hier hatte ich denn auch das Vergnügen, den bekannten Honigkuckuck oder Honigweiser kennen zu lernen. Dieser gehört zwar zu dem Geschlechte des Kuckucks; er ist aber nur ein kleiner bräunlicher Vogel, der in seinem äußern Ansehen gar nichts merkwürdiges hat.

In seinem Betragen aber findet man etwas, das demjenigen wenigstens sehr nahe kommt,

was die Menschen ihren Halbbrüdern, den Thieren, nicht zugestehen wollen, ich meine, etwas vernunftähnliches, um nicht etwas vernünftiges zu sagen. Wenn er ein Bienennest bemerkt, so fliegt er gleich davon, um einen Menschen aufzusuchen, den er dann durch sein Pfeifen, Flattern und Zwitschern von seiner Entdeckung zu benachrichtigen sucht. Wird er von ihm bemerkt und verstanden, so führt er ihn, indem er von Baum zu Baum, von Busch zu Busch zwitschernd vor ihm herflattert, auf dem kürzesten Weg dahin. Ist er ganz in der Nähe des Nestes, so setzt er sich ruhig hin und schweigt. Sobald hierauf die Person, der er seine Entdeckung mitgetheilt hat, im Besitze des Nestes ist, und den Honig herausgenommen hat, fliegt er hin, um die Ueberbleibsel, die seine Belohnung sind, zu verzehren. Auf gleiche Weise, und mit der nämlichen Zuverläßigkeit, soll er auch die Gruben der Löwen, Tiger, Hyänen und anderer Raubthiere anzeigen.

Reise durch Asien.

Ehe wir die Reise durch dieses Land antreten, wollen wir uns erst um die Gränzen bekümmern. Hier linker Hand stößt es an Afrika, und zwar an Aegypten, dann an das mittelländische Meer. Schifft man auf diesem Meere an Asien hin: so kommt man durch ein schmales Meer, das heißt Mare de Marmora, aus diesem kommt man in das schwarze Meer. Dann stößt Asien an Europa, und zwar an Rußland. Reist man hier an der Gränze fort: so kommt man ins Eismeer. Vom Eismeere kann man wieder segeln durch einen schmalen Strich Wasser, der Asien von Amerika trennt! Dann kommt man in das große Weltmeer, von da unten, gegen Süden, in das indische Meer; und endlich wieder bei Afrika in in das rothe Meer.

Am rothen Meere liegt ein großes Land, welches Arabien heißt. Es ist 55,000 Qua-

dratmeilen groß, und also beinahe fünfmal so groß als Deutschland. Dies Land ist aus der Bibel bekannt. Die Edomiter und Midianiter, Abrahams Nachkommen, hatten hier ihr Wesen. In diesem Lande ist die Wüste, durch welche Moses die Israeliten führte. Da liegt auch der Berg Sinai, von welchem Moses die Gesetze für die Israeliten brachte. Arabien wird in drei Theile abgetheilt, in das wüste, das steinigte und glückliche Arabien.

Der erste besteht aus lauter Sand, hat wenige Weideplätze, und sehr wenig Trinkwasser. Die Einwohner leben in Zelten von der Viehzucht, noch auf eben dem Fuß, wie die Patriarchen. Manche legen sich auch auf den Strassenraub. Deswegen kann man hier nicht anders als in großen Gesellschaften reisen, die man Karavanen nennt. Man bedient sich dabei der Kameele: weil diese Thiere am längsten den Durst aushalten können. Und doch hat man Exempel, daß ganze Karavanen von den Arabern sind ausgeplündert worden.

Der zweite Theil ist sehr steinigt und Wasserarm. Die merkwürdigsten Pflanzen, die hier wach-

wachsen, sind die Balsamstaude, und die Pflanze, von welcher das arabische Gummi herkommt. Es wird ebenfalls von Arabern bewohnet. So armselig das Land nun aussieht, so ist es doch eins der merkwürdigsten auf der ganzen Erde. Es ist gleichsam die Stammmutter der Religion; denn hier liegt der Berg Sinai, von welchem die jüdische Religion ausgieng, auf welche in der Folge die christliche gegründet wurde, und hier liegt auch Mekka, wo Muhammed gebohren wurde, der seine Religion, die sich durch einen großen Theil von Europa, Asien und Afrika verbreitet hat, aus der jüdischen und christlichen zusammensetzte. Die Religionen also, die in ganz Europa, dem größern Theile von Afrika und Asien gelehrt werden, stammen aus diesem Winckelchen her.

Nach Mekka wallfahrten die Muhammedaner fleißig. Hier ist ein altes arabisches Gebäude, die Kaaba, von welchem Muhammed erzehlet, es wäre von Abraham und Ismael erbauet worden. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, von welchem die Araber sagen, er wäre dem Abraham durch den Engel Gabriel übergeben worden.

Die Pilgrime küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, von welchem man sagt, er wäre die Quelle, welche der Engel der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte.

In diesem Lande liegt auch Medina. Hierher mußte Muhammed im Jahr 622 fliehen. Die Flucht heißt auf Arabisch Hegira; von dieser Hegira an, oder vom 16ten Julius des 622ten Jahres nach Christi Geburt, geht die Zeitrechnung der Muhammedaner an. So wie wir sagen, in dem oder dem Jahre nach Christi Geburt, sagen die Muhammedaner in dem oder dem Jahre der Hegira.

In Medina ist auch das Begräbniß Muhammeds, dessen Leichnam in einem Sarge von weißem Marmor aufbewahret wird.

Der dritte Theil von Arabien, oder das glückliche Arabien, welches auch Yemen heißt, ist zwar an den Küsten sandig, in der Mitte aber sehr fruchtbar. Hier ist das Vaterland des Kaffee's, denn aller Kaffee, den wir aus Westindien erhalten, ist aus Arabien dahin verpflanzt wor-

den. Auch kommt jetzt der beste levantische Kaffee daher. Ferner holt man von hier Aloe, Weyhrauch und Myrrhen. Das Land ist in kleine Staaten getheilt, davon jedes seinen eignen Schech oder Fürsten hat. Dies hier oben ist die asiatische Türkey, welche einen Flächenraum von etwa 30,000 Quadratmeilen mit 35 bis 36 Millionen Einwohnern begreift. Sie grenzt gegen Norden an das schwarze Meer, und die kaukasische Landenge; gegen Osten an Persien; gegen Süden an den persischen Meerbusen und Arabien; gegen Westen an das mittelländische Meer, Mar di Marmora und den Archipel. Diese enthält die Länder: Syrien, klein Asien, Mesopotanien oder al Dschesira, Kurdistan oder Assyrien, Jmak Arabi oder Babylonien und Chaldäa, und einen Theil von Georgien.

Ueber Arabien, am mittelländischen Meere hin, liegt Syrien. Der untere Theil davon heißt Palästina, und ist das alte Land Kanaan, wovon vieles in der Bibel steht. An der Küste des mittelländischen Meeres hin läuft ein Gebirge. Der höchste Berg davon ist der Berg Libanon.

Von den Städten, die in der Bibel vorkommen, sind noch vorhanden Gaza, an der Grenze von Aegypten, an der See, welches einen Hafen hat. Jaffa, das ehemalige Joppe, das in der Apostelgeschichte vorkommt. Ferner Jerusalem, sonst so groß und berühmt, jetzo eine sehr schlecht gebaute Stadt. Ihre beste Nahrung hat sie vom heiligen Grabe, wo unser Heiland gelegen hat, und wohin jährlich viele tausend Christen, vorzüglich aus der katholischen Kirche, wallfahrten. Auch ist Nazareth, wo die Mutter Jesu wohnte, vor ein paar Jahren, durch einen großen Sieg, den die Franzosen über die Türken erfochten, wieder bekannt geworden. Im nördlichen Theile von Syrien liegt Damask, das alte Damaskus, das auch in der Bibel vorkommt. Sie hat jetzt gegen 100,000 Einwohner, und ist wegen ihrer schönen Klingenfabrik bekannt. Ferner Haleb oder Aleppo, das gegen 300,000 Einwohner hat. In Syrien werden viel Wein, Baumöhl, Baumwolle, Getreide und Gallapfel erzeugt.

Da hinter Arabien herunter laufen ein Paar Flüsse, wovon der zur Linken, nach Sy-

rien zu, der Phrat oder Euphrat heißt, der andere ist der Tygris. Unten am Euphrat und Tygris ist das alte Babylonien oder Chaldäa, welches jetzo Irak Arabi heißt. Die mächtige Stadt Babylon ist jetzo ein Steinhaufen, und wird von Nachteulen und Unken bewohnt, so wie es die Propheten vorhergesagt haben. Die wichtigsten Städte sind jetzo Bagdad und Bassore, die einen starken Handel treiben. Weiter hinauf, zwischen diesen beiden Flüssen, liegt das alte Mesopotanien. Die wichtigste Stadt darin ist Mosul.

An Mesopotanien zur Rechten grenzt Kurdistan, dies ist das alte Assyrien. Hier liegt das Gebirge Ararat, auf welchem sich der Kasten Noah niederließ.

Zwischen dem Euphrat und Tygris soll auch das Paradies gestanden haben. Diese Gegend ist uns also sehr wichtig, weil wir alle daraus herstammen.

Der obere Theil von der asiatischen Türkey, der in das Meer hineingeht, heißt Natolien oder klein Asien. Hier waren ehedem ver-

schiedene christliche Gemeinen, an welche der Apostel Paulus seine Briefe schrieb; z. B. die Gemeine zu Ephesus, wo die heydnische Göttin Diana einen prächtigen Tempel hatte; die Gemeine zu Kolossen, und die Gemeine in Galatien.

Das ganze Land war sonst sehr blühend, und wohnten da viele Gelehrte und berühmte Leute; jetzo ist dort alles verwildert und barbarisch. Die beste Stadt ist Smyrna. Sie hat einen Hafen und 120,000 Einwohner. Fast alle europäische Höfe haben hier ihre Konsuls. Es gibt hier viel Getreide, Wein, Baumöhl, Baumwolle, Seide, Tobak, Kameelhaare, oder Haare von angorischen Ziegen, Galläpfel und Alaun.

Die Insel, die hier unter Kleinasien liegt, heißt Cypern. Sie ist sehr fruchtbar und trägt vorzüglich einen ganz vortrefflichen Wein. Die Einwohner sind mehrentheils Griechen. Sie könnten hier wie im Paradiese leben, weil die Luft sehr milde ist, und das Land alles im Ueberflusse hervorbringt; aber die harte Regierung, unter der sie stehen, verdirbt alles. Die Insel ist dem Großvezier, als ein Theil seiner Besol-

dung, angewiesen; dieser hat die Einkünfte verpachtet. Da kann man leicht denken, wie die Unterthanen werden gedruckt und gepreßt werden.

Hinter der Türkey liegt ein schmaler Streif Land, der grau gemahlt ist. Dies ist Georgien, oder wie es die Russen nennen, Grusinien. Es wird theils von Muhammedanern, theils von griechischen Christen bewohnt. Bisher hatte es seine eigenen Fürsten, die in Tiflis, der Hauptstadt, wohnten; aber der russische Kaiser Paul nahm dies Land, kurz vor seinem Ende, in Besitz.

Unter Georgien befindet sich ein Meer, oder eine Landsee. Es heißt das kaspische Meer. Von Norden nach Süden ist es 150 deutsche Meilen, folglich so lang als ganz Deutschland; breit ist es 50, 70 deutsche Meilen. Mit diesem Meere hat es eine sonderbare Bewandniß. Es fließen eine unsägliche Menge Flüsse hinein, worunter sich recht große befinden, z. B. die Wolga. Es hat keinen Abfluß, und gleichwohl läuft es nicht über, weil es wahrscheinlich wieder so viel ausdünstet, als es Zufluß hat; es

ist aber auch möglich, daß es unter der Erde Abflüsse hat.

Nun wollen wir unsere Betrachtungen über den großen Strich Landes anstellen, der den nördlichen Theil von Asien ausmacht. Dies ist das asiatische Rußland. Ein ungeheuer großes Land, das 260,000 Quadratmeilen groß ist, in das man also Deutschland beinahe zwei und zwanzigmal setzen könnte. Gleichwohl wird es durch einen einzigen Kopf, der ein Deutscher ist, regiert. Es hat nicht mehr als vier bis fünf Millionen Einwohner, und auf Deutschland rechnet man gegen 28 Millionen. Wie geht denn das zu? — Der Grund liegt zum Theil im Lande selbst, zum Theil in den Bewohnern, zum Theil in der Regierung.

Das Land ist zum Theil wirklich fast unbewohnbar, wie z. B. oben am Eismeer. Hier ist fast das ganze Jahr hindurch Schnee und Eis, die, wie bekannt, keine Lebensmittel liefern. Die Einwohner haben mehrentheils nichts gelernt als Jagd, Fischerei und Viehzucht. Ackerbau treibt fast niemand. Wo aber kein Ackerbau ist, da reißt gar leicht Mangel an Lebens-

mitteln ein. Und da die mehresten Einwohner so schrecklich dumm und unwissend sind: so kann man leicht denken, daß sie von Kinderzucht und Gesundheitspflege nichts verstehen, und daß also die Sterblichkeit bei ihnen weit größer als bei uns seyn muß. Die Regierung ist zu weit entfernt; sie hat ihren Sitz in Europa zu Petersburg: es ist ihr also nicht möglich, das Land zu übersehen, und für das Wohl der Unterthanen zu sorgen. Sie muß es durch Statthalter regieren lassen, die mehrentheils nur dafür sorgen, daß ihr Beutel gefüllt wird; aber um das Wohl der Unterthanen unbekümmert sind.

Hier wohnen Russen und Deutsche, welches Christen sind, und alle mögliche Gewerbe und Handthierungen treiben. Die Tatarn sind fast durchaus Muhammedaner, und größtentheils ziemlich gesittet und redlich. Sie leben vom Ackerbau und von der Viehzucht. Ihre Schafe haben zwanzig bis dreißig Pfund schwere Fettschwänze. Einige Tatarn ziehen mit ihrem Vieh umher, und werden deswegen Nomaden genannt. Weiber und Kinder reiten auf Ochsen und Kühen, und die Männer auf Ka-

meelen und Ochsen. Andere treiben Handwerker, und noch andere sind Ackerleute. Die mehresten Tatarn haben einen kahlen Kopf, oder schneiden wenigstens die Haare sehr kurz am Kopf ab. —

Die Kosaken sind fast alle Christen, und leben vom Fischfang und der Viehzucht.

Die Kalmücken sind theils Heiden, theils Christen, leben von der Viehzucht und wohnen in Zelten von Filz, die oben offen sind. Sie sind klein, haben große Köpfe, gelbbraune Gesichter, platte Nasen, kleine schwarze Augen, breite Wangen, einen kleinen Mund, große Ohren und fast keinen Bart; die heidnischen Kalmücken verehren einen metallenen Götzen, der wie ein Mensch aussieht, und in einem metallenen Häuschen sitzt, und von ihnen Bürchan genannt wird.

Die Tschumaschen, Tscheremissen, Wotjäken, sind theils Christen, theils Muhammedaner, theils Heiden, und leben von der Viehzucht, dem Fischfang und dem Ackerbau.

Die Wogulen sind kleine Leute, welche fast ganz allein von der Jagd und dem Fischfang

leben. Sie sind Heiden; viele sind auch getauft. Die Nation ist sehr arm, aber auch eben so träge und dem Brandwein ergeben.

Die Ostiaken wohnen neben den Wogulen, in einer waldigen Gegend, sind klein, mager und bleich, leben von der Jagd und der Fischerei, und kleiden sich in verschiedene Thierhäute, und vorzüglich in Rennthierhäute. An ihrem Winterpelz tragen sie die Haare einwärts, und am Sommerpelz auswärts. Sie haben Strümpfe von Rennthierfellen, und ihre Stiefeln machen sie sich aus den Pfoten der Rennthiere. Männer und Weiber stechen sich mit Nadeln auf die Hände, den Rücken und die Füsse allerhand Figuren, und beschmieren sie nachher mit Ruß und blaufärbenden Kräutern. Sie ziehen gern mit Weibern und Kindern, und mit allem, was sie haben, in eine andere Gegend, worin es für ihr Vieh gute Weide gibt. Sie waschen sich nie, und sind überhaupt sehr unrein. In ihren Hütten, die über die Hälfte unter der Erde stecken, liegt alles, Männer, Weiber und Kinder auf Rennthierhäuten um das Feuer her.

Die kleinen schmutzigen Samojeden wohnen oben am Eismeer im europäischen Rußland sowohl, als im asiatischen, haben kurze Füsse, kleine und länglichte Augen, plattgedrückte Nasen, einen großen Mund, und schwarzglänzende, dicke, wie Bindfäden herabhängende Haare, und sehen fast alle gelblichtbraun aus. Die Männer haben wenig Bart, und überhaupt leiden sie am Leibe keine Haare. Sie waschen sich niemals, und nähren sich im Sommer vom Fischfang und im Winter von der Jagd. Sie haben aber auch viele Rennthiere, und halten sich um so reicher, je mehr sie deren haben. Das Rennthierfleisch und auch die Fische essen sie roh; und das Rennthierblut trinken sie gern, wenn es noch recht warm ist, und so eben aus den Adern der geschlachteten Thieren rinnt. Sie sind meist alle Heiden.

Die Tunguſen sind Heiden, wohnen in waldigen Wüsten, in kleinen Hütten, die leicht aus einander genommen und von einem Ort zum andern gebracht werden können, und leben von der Jagd und ihren Pferden und Rennthieren. Sie sind gutherzig, munter und gastfrei,

und essen alles, was Fleisch heißt, und sollte es auch Fleisch von todten Mäusen und verreckten Thieren seyn; ihr Getränk ist saure Kuh- und Pferdemilch. Viele Tunguſen stechen sich allerhand Figuren auf die Hände und ins Gesicht, und färben sie blau.

Die Burjäten sind meist alle Heiden, und leben vorzüglich von der Viehzucht. Sie sind mongolischer Abkunft und ziehen in den südlichen Gegenden des irkutskischen Gouvernements umher. Das Pferd ist das wichtigste Thier ihrer Wirthschaft, und das Fleisch und die Milch desselben ihr größter Leckerbissen. Es ist dies die reichste Nation Sibiriens.

Die Jukagiren sind Christen, wohnen in den Gebirgen beim Eismeer, und leben von den Rennthieren. Sie bedecken sich und ihre Hütten mit Rennthierhäuten.

Die Korjäken wohnen dicht an der Halbinsel Kamtschatka, und leben von der Jagd, dem Fischfang und der Viehzucht. Sie haben auch Rennthiere, und kleiden sich in deren Felle. Sie sind alle Heiden, und ziehen theils mit ihren

Rennthierheerden herum; theils wohnen sie immer auf einem Fleck, in halb in die Erde eingegrabenen Hütten.

Die Kamtschadalen bewohnen die Halbinsel Kamtschatka, und sind wilde Heiden, aber doch in Rücksicht ihrer rohen Nachbarn noch ziemlich gesittet und freundschaftlich. Einige von ihnen haben keine beständige Wohnsitze, sondern wandern mit ihren Heerden von Rennthieren von einem Orte zum andern. Andere aber haben ihre Wohnungen immer an einem Orte, nämlich an den Flüssen und Meerbusen, und leben von Fischen, Seehunden und andern Seethieren. Die Männer müssen ihre Winter- und Sommerhütten bauen, einheitzen, das Essen zubereiten, die Hunde füttern, diejenigen Thiere abstreifen, deren Häute sie zu Kleidern gebrauchen, und alles Hausgeräthe verfertigen. Die Weiber hingegen müssen Gerber, Schneider und Schuster seyn, und die Häute so zurichten, daß sie Mützen, Röcke, Strümpfe und Schuhe davon verfertigen können. Aus Rennthier-, Seehunds-, Biber- und Hundsfellen, und häufig auch aus schönen Vogelhäuten, ma-

chen sie sich alle ihre Kleidungen. Die Hunde sind für den Kamtschadalen sehr nöthige und nützliche Thiere. Er spannt sie vor seinen Schlitten, und schleppt darauf seine Speise nach Hause. Vier, sechs, acht bis zehn Hunde werden gewöhnlich vor einen Schlitten gespannt, auf welchem fünf bis sechs Seehunde oder Biber, oder auch wohl ein ganzes Rennthier, und noch dazu ein oder zwei Kamtschadalen sitzen oder liegen.

Diese Leute haben nun ganz verschiedene Sprachen. Der Religion nach sind sie also theils Heiden, theils Muhammedaner, theils Christen. Es wird aber niemand in seiner Religion gekränkt. Die Kaiserin Katharina hat sogar die muhammedanische Bibel oder den Koran für ihre muhammedanischen Unterthanen drucken lassen.

Gleich über dem kaspischen Meere liegt das Land Astrachan, an der Wolga, das verschiedene fruchtbare Striche hat, aber größtentheils unfruchtbar ist. Regnen thut es hier fast nicht; das Land wird durch die Ueberschwemmungen der Wolga gewässert. Die Fischer stehen

sich hier gut; denn die Wolga ist erstaunlich fischreich. Vorzüglich fangen sie hier viele Hausen und Störe. Von den Hausen benutzen sie vorzüglich die Blase, die einen sehr feinen Leim gibt; und von dem Störe die Eier. Diese nennen sie Caviar, und verschicken sie durch ganz Europa, wo sie auf den Tischen der Reichen als Leckerbissen gegessen werden. Die Hauptstadt des Landes heißt Astrachan. Sie hat 70,000 Einwohner. Wer fremde Sprachen lernen will, der gehe hieher! Hier ist es wie bei dem Thurme zu Babel, es werden eine Menge Sprachen gesprochen, indem fast aus allen europäischen und asiatischen Ländern sich Leute hier befinden. Es sind hier Seiden- und Baumwollenfabriken. Auch wird hier viel Saffian gemacht. In diesem Lande sind viele deutsche Anpflanzungen. Die vorzüglichste ist Sarepta, die den Herrenhuthern, oder der Brüdergemeine, gehört.

Ueber Astrachan, an der Wolga hinauf, liegt Kasan. Es ist weit fruchtbarer, als Astrachan. Die Hauptstadt heißt auch Kasan, sie hat gute Seifen- und Lederfabriken, und treibt

starken

starken Handel. Es ist hier auch ein ansehnliches Gymnasium. Der Direktor davon heißt Erich, und ist aus dem Erfurtischen gebürtig.

Weiter rechts liegt das Land Orenburg; es hat viele Kupfer- und Eisengruben, liefert Pelzwerk, Honig und Wachs. Die Kirgisen, Baschkiren und Tschuwaschen leben hier herum unter Zelten. Wenn ihr Vieh einen Platz abgeweidet hat, so brechen sie die Zelten ab und ziehen weiter. Die vorzüglichsten Städte sind Orenburg und Kathrinenburg. In Kathrinenburg ist ein Bergamt, welches die Aufsicht über alle Bergwerke dieser Gegend führt; das ganze übrige Land, bis zur See, heißt Sibirien. Dies ist das Land, wohin die Leute geschafft werden, die am russischen Hofe in Ungnade fallen. Da müssen sie Zobel fangen und damit ihren Unterhalt verdienen. Mancher rechtschaffene Mann hat hier traurige Tage erlebt. Noch kurz vor seinem Tode ließ der Kaiser Paul den Herrn von Kotzebue, aus Weimar, weil er bei ihm war angeschwärzt worden, nach Sibirien bringen. Zum Glück entdeckte er bald seine Unschuld, ließ ihn zurückholen, und suchte

das Unrecht, das er ihm zugefügt hatte, wieder gut zu machen.

Die Gegenden oben am Eismeer sind völlig unangebauet. Es ist da nichts als Schnee, und wenn er aufthaut, Moos. Keinen Ackerbau, keine Waldung, sieht man hier. Unterdessen leben doch Leute da, z. B. die Samojeden, und oben an der äußersten Spitze die Tschuktschen. Sie leben größtentheils von Fischen und Seehunden.

Aber woran wärmen sie sich denn, wenn hier kein Holz wächst? Der liebe Gott hat gar mancherlei Mittel, die Menschen zu erhalten. Das Ufer des Eismeers ist immer mit Holz bedeckt, das das Wasser vermuthlich von andern Ländern losreißt, und hierher treibt. Gegen Süden gibt es fruchtbare Gegenden, die aber schlecht angebauet sind. Hier sind auch Wälder von Nadelholz. Es gibt hier auch viel Salz, und Pelzwerk von Zobeln, Hermelinen, schwarzen und grauen Füchsen, mit denen ein ansehnlicher Handel getrieben wird. In der Erde findet man Knochen von einem schrecklichen großen

Thiere, dergleichen gar keins mehr lebt. Man nennt sie Mammoutsknochen.

Die vorzüglichsten Städte sind: Tobolsk, die Hauptstadt des Landes; sie hat 10,000 Einwohner und treibt starken Handel. Kolywan, wo es Gold und Silbergruben gibt. Irkutzk, am See Baikal; Jakutzk und Ochotzk.

Oben an Siberien liegt noch eine Halbinsel, die Kamtschatka heißt. Getreide hat sie nicht, auch keine Bäume; aber Fische, Vögel und Läuse genug. Diese dienen den Kamtschadalen zur Nahrung.

Nun sieht man noch allerlei Inseln. Die über Kamtschatka hinauf liegen, heißen die Fuchsinseln, und die unter Kamtschatka sind die Kurilischen.

Ueber Siberien liegt noch die Insel Nova Zembla. Diese ist bewohnt, aber nicht von Menschen, sondern von weißen Bären und Rennthieren. Sie wird aber doch von den Russen besucht, um hier Wallrosse zu fangen, die so feste weiße Zähne haben, daß man sie den Elephantenzähnen vorzieht.

Nun wollen wir wieder zurück nach der asiatischen Türkei gehen. Da grenzt ein Land daran, welches Persien heißt, und das von Arabien durch den persischen Meerbusen getrennt wird. Dies war sonst ein sehr mächtiges Reich. Man wird sich hier verschiedener Namen persischer Könige aus der Bibel erinnern; z. B. des Königs Cores, der eigentlich Cyrus heißt; des Königs Darius, und Ahasverus, welches eigentlich der Name des Königs Artaxerxes ist. Dieses Reich wurde durch den griechischen König Alexander den Großen erobert. Jetzt ist es in verschiedene kleine Staaten getheilt, davon jeder seinen besondern Herrn hat, die mit einander in unaufhörliche Kriege verwickelt sind. Dies mag wohl eine von den Ursachen seyn, warum dies Land so sehr entvölkert ist.

Man findet hier mancherlei Nationen; aber die eigentlichen Einwohner sind die Perser, und die Gebern, die noch von den alten Persern abstammen. Jene sind Muhammedaner, diese Heiden, welche das Feuer anbeten. Sonderbar ist es, daß die Sprache der erstern mit der deutschen viele Aehnlichkeit hat, und daß man in

dieser Sprache eine Menge Wörter findet, die den Deutschen so ähnlich sehen, als ein Ei dem andern; z. B. Pfered heißt im Persischen ein Pferd. Da nun die alte Geschichte lehrt, daß unsere Vorfahren vom kaspischen Meere herstammen: so ist es wahrscheinlich, daß wir in Persien noch manchen Herrn Vetter und manche Frau Muhme haben.

Die Fruchtbarkeit des Landes ist nicht an allen Orten gleich; manche Gegenden sind Sandwüsten; manche sehr fruchtbar. In Süden ist es heiß und trocken; in Norden ist es wegen der Gebirge kühler und feuchter. Es wird hier viele Seide und Baumwolle erzeugt. Die Herren Apotheker ziehen aus Persien vielerlei Waaren; z. B. Kampher, Opium, Rhabarber, Gummi, Galläpfel. Auch werden hier viele Perlen gefunden, und Kupfer, Eisen und Blei gegraben. Man verfertigt hier viele seidene Zeuche, Kattun, Teppiche, Metallwaaren u. dgl.

Die merkwürdigste Stadt ist Ispahan. Sonst war sie ausserordentlich groß; jetzt ist ein großer Theil davon verwüstet. Sie hat

aber doch noch immer ihre 300,000 Einwohner.

Von Persien zur Rechten liegt die große Tatarei, oder wie man sie sonst nannte, die Tartarei. Sie grenzt an das kaspische Meer und an einen See, welcher der Aralsee heißt, in welchen sich die Hauptflüsse des Landes, der Amu und Syr, ergießen.

Hier gibt es viele Kameele, Pferde, Rindvieh und Schafe, auch viel Wild. Auch wird hier Getreide, Wein, Obst, Seide, Baumwolle, Rhabarber, Safran, Saflor, Hanf und Flachs gebauet. Man verfertigt hier Filze, wollene und baumwollene Tücher, Kamelotten und gute Klingen. Das Land besteht aus kleinen Staaten, davon jeder seinen eignen Herrn hat.

Es wird in den nördlichen und südlichen Theil eingetheilt. Im nördlichen wohnen die Turkmenen, die Getreidebau, Handel, Seefahrt, mit unter auch Räuberei treiben; ferner die Karapalken, die in Zelten wohnen, und nebenher Pulver und Kugeln verfertigen.

Ferner wohnet hier ein Stamm von Kirgisen, die unter allen Tatarn die mächtigsten

sind, und sich aufs Rauben gut verstehen. Weniger merkwürdig sind die Aralzen, und Chiwanen, deren Hauptstadt Chiwa heißt. Der südliche Theil der Tatarei heißt die große Bucharei. Sie ist gut angebaut und stark bevölkert. Unter vielen andern Waaren, mit denen sie Handel treibt, sind die Lämmerfelle vorzüglich berühmt. Die vorzüglichsten Städte sind Samarkand und Bolk, die beide groß und volkreich sind, viele seidene Zeuche liefern und einen ansehnlichen Handel treiben. Ausserdem gibt es noch einen östlichen Theil, der zum chinesischen Reiche gerechnet wird. Zu diesem schrecklich großen Reiche, dem chinesischen, kommen wir nun. Ausser dem Lande Tibet, welches gleich unter der Tatarei liegt, gehört dazu das ganze große, gelb gemahlte Land, von der Tatarei bis ans Meer.

Dazu gehören erstlich die mongolischen Länder neben der Tatarei und unter dem asiatischen Rußland. Diese sind in viele kleine Staaten getheilt, davon jeder seinen eignen Chan oder Herrn hat, die sämtlich unter der Herrschaft der Chinesen stehen. Das Land ist unangebaut,

und die Einwohner leben fast ganz von der Viehzucht. Rhabarber und Baumwolle sind die vorzüglichsten Erzeugnisse. Verfertigt werden hier allerlei Waffen, wollene, seidene und baumwollene Zeuche. Die Einwohner sind theils Kalmuken, theils eigentliche Mongolen. Jene grenzen an die Tatarei, diese wohnen weiter nach Osten zu.

Nach den Mongolischen Ländern folgt Tungusien. Durch dies Land fließt der große Fluß Amur. Es wird hier viel Ackerbau, Viehzucht und Fischerei getrieben; es gibt aber auch große Waldungen. Die Einwohner heißen Tunguſen, und bekennen sich zur Lamaischen Religion. Von dieser Religion werden wir etwas sagen, wenn wir nach Tibet kommen.

Nun kommen wir an das eigentliche China.

China ist 69,000 Quadratmeilen groß, und die Einwohner werden auf 150 Millionen gerechnet. Die Hauptflüsse sind der Jantsekion und der Hoanghei.

Das Land ist sehr fruchtbar; theils von Natur, theils durch den Fleiß der Einwohner.

Da läßt man kein Stückchen Land unangebaut. Die steilsten Berge werden benutzt. Man ist so haushälterisch, daß man auch den Menschenkoth in Tonnen sammelt, und damit Handlung treibt.

Die Bevölkerung in China ist so groß, daß eine Menge Familien in kleinen Schiffen auf den Flüssen leben müssen. Die vorzüglichste Pflanze in China ist die Theepflanze. Für den Thee werden viele Millionen Thaler jährlich nach China geschickt. Ausserdem wird hier auch viele Seide, Reis, Baumwolle und Rhabarber gebaut. Sie verfertigen Porzellan, seidene Zeuche, Kattun und Mousseline. Sie haben auch Buchdruckereien. Ueberhaupt sind die Chinesen ein kluges Volk. Sie sind viel eher klug gewesen, als wir Deutschen. Da unsere Vorfahren sich noch in Kühe- und Bärenhäute hüllten, und in Hütten wohnten, da waren die Chinesen schon ein gebildetes Volk.

Woher kommt es aber, daß die Deutschen berühmter sind, als die Chinesen? Dieses kommt daher, weil die Chinesen ein hochmüthiges Volk sind, welches glaubt, es wäre allein klug, deß-

wegen lernen sie keine fremden Sprachen, lesen unsre Schriften nicht, reisen nicht in fremde Länder, folglich erfahren sie von alle dem, was ausser China vorgeht und erfunden wird, wenig oder nichts. Der Deutsche hingegen lernt Lateinisch, Griechisch, Englisch, Französisch, kurz aller Welt Sprachen; er reist. Ich wollte Zehn gegen Eins wetten, das es kein beträchtliches Land auf der Erde gibt, in dem man nicht Deutsche findet. Auf diese Art lernt er allen Völkern etwas ab, benutzt alles, was sie erfinden, und wird so immer klüger. Doch wir kommen zu tief in den Text. Ich muß noch etwas von China selbst erzehlen. Die Residenzstadt heißt Peking, hat ohne die Vorstädte fünf Meilen im Umfange, und zwei Millionen Einwohner.

Zum Ruhme der Chinesen muß ich noch sagen, daß sie duldsam sind. Sie haben es den Muhammedanern, Russen und den katholischen Christen erlaubt, sich in der Hauptstadt Kirchen zu erbauen.

Die zweite Stadt heißt Nanking. Sie liegt am Flusse Jantsekion, und hat eine Million Einwohner.

Die dritte Stadt heißt Canton, und ist die wichtigste Handelsstadt der Chineſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es in dieſem großen Reiche noch mehrere hundert Städte gibt.

Um ihr Land zu ſichern, vielleicht auch um den Chineſen den Umgang mit andern Völkern zu verbieten, hatten die ehemaligen Kaiſer den Einfall, das Land mit einer Mauer zu umgeben. Sie ließen daher von Weſten nach Oſten eine Mauer über Berg und Thal wegführen, die fünf tauſend Meilen lang iſt, und noch bis bis jetzt ſteht. Sie ſoll zweitauſend Jahr alt ſeyn. Sie konnte aber China doch nicht ſchützen. In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts wurde ſie von einem Stamme der Tunguſen überſtiegen, die ſich ganz China unterwarfen, und einen Tunguſen auf den kaiſerlichen Thron ſetzten. Noch jetzo iſt der chineſiſche Kaiſer von tunguſiſcher Abkunft. Aber China hat eigentlich durch dieſe Eroberung nichts verlohren. Die mongoliſchen und tauguſiſchen Länder ſind dadurch mit dieſem Reiche verbunden worden.

In einem ſo großen Reiche gibt es vielerlei Religionen. Die Hauptreligion iſt die, die

Confucius lehrte, der 550 Jahre vor unserm Heilande gebohren wurde. Er lehrte den Glauben an einen einzigen Gott. Die zweite Religion stammt von einem gewissen Lao-kinn her, der funfzig Jahre eher als Confucius soll gelebt haben, und ist nichts anders als Heidenthum. Die dritte kam 65 Jahre nach unsers Heilandes Geburt nach China. Sie heißt die Religion des Fo. Viele Gelehrte glauben, es sey die christliche Religion. Sie ist aber jetzt mit so vielen aberglaubischen und heidnischen Gebräuchen vermischt, daß man kaum daran noch eine Spur vom Christenthume entdecken kann.

Die Halbinsel, die da oben an China ist, heißt Corea. Sie wird von einem Fürsten regiert, der aber von China abhängig ist, und dahin Tribut bezahlen muß. Es wird hier Hanf, Baumwolle, Seide und Tabak gebauet, und viel Vieh gezogen; man findet hier viel Wild, Fische und Perlen, verfertigt Papier aus Baumwolle, und Zeuche aus Hanf und Baumwolle; treibt auch Handel, aber nur nach China und Japan. Die Hauptstadt heißt Kiagkitao.

Hier diese Insel, Corea gegen über, heißt Japan, oder, in der japanischen Sprache, Niphon. Sie hat zwei Oberhäupter, ein geistliches und ein weltliches. Jenes heißt Dairo, dieses Kubo. Die Japanesen bauen das Land eben so fleißig an, als die Chinesen. Sie erzeugen Reis, Getreide, Hanf, Baumwolle, Obst, Thee, Kampher. Aus der Erde graben sie Gold, Eisen, Schwefel, Porzellanerde und eine Menge Kupfer. Sie verfertigen Zeuche von Seide und Baumwolle; auch Porzellan, lackirte Waaren und Stahlarbeiten. Die Religion ist heidnisch, aber andere Religionen dulnen sie auch; nur die christliche nicht. Im sechzehnten Jahrhunderte nisteten sich die Portugiesen in Japan ein, und bekamen die Freiheit, dahin zu handeln, womit sie sich unermeßliche Schätze erwarben. Sie brachten auch die Jesuiten mit, die sich angelegen seyn ließen, das Christenthum unter den Japanesen zu verbreiten, und viele Anhänger fanden. Ja im Jahre 1585 wurde sogar eine japanesische Gesandschaft nach Rom zum Pabste geschickt; die Freude dauerte aber nicht lange. Die Christen wurden beschuldigt, daß sie dem Kaiser von Japan

nach dem Leben trachteten, und die Regierung an sich zu reissen suchten. War es wahr oder nicht wahr, das weiß ich nicht. Genug, die Christen bekamen Befehl, das Land zu räumen. Sie empörten sich deßwegen; allein die Japanesen besiegten sie, und zu dieser Besiegung halfen die Holländer den Japanesen treulich mit. Alle Christen wurden ermordet, und, seit dieser Zeit, darf kein Christ mehr nach Japan kommen. Nur den Holländern ist es erlaubt; denn sie lassen es sich nicht merken, daß sie Christen sind. Wenn sie gefragt werden: Seyd ihr Christen? so antworten sie: Wir sind Holländer. Auf diese Art wischen sie durch, weil die Japanesen glauben, ein Holländer wäre, so wie ein Muhammedaner, einer andern, als der christlichen Religion zugethan.

Die vorzüglichsten Städte in Japan sind: Nongasaki, Miako und Jedo. Die letztere ist die größte Stadt und hat eine Million Einwohner. Zu Japan gehören auch noch die Inseln, die zu nächst daran liegen.

Nun wollen wir wieder rückwärts gehen. Da liegt zwischen China und Vorderindien ein

Ländchen, das Tibet heißt. Ich nenne es ein Ländchen, es ist aber doch seine 17,000 Quadratmeilen groß, und also größer als Deutschland. Es ist das höchste Land in ganz Asien. Es liefert sehr viel Gold und Silber, Steinsalz und äusserst feine Wolle. Es treibt guten Handel mit den Chinesen, Kalmucken, Russen und Ostindianern.

Tibet wird in zwei Haupttheile, in das südliche, oder Buton, und das nördliche, oder eigentliche Tibet, getheilt.

Die vorzüglichsten Städte sind Lassa und Tissulumbu.

Die Religion ist die Lamaische. Sie soll aus der Heidnischen und Christlichen zusammen geschmolzen seyn, und hat sich vom kaspischen Meere bis an die Halbinsel Corea verbreitet. Ihr Oberpriester heißt der Dalai Lama, der beinahe göttlich verehret wird, man glaubt, er stürbe nicht, denn obgleich ein Dalai Lama nach dem andern begraben wird, so glauben seine Anhänger doch, er sey nicht gestorben, sondern seine Seele sey in seinen Nachfolger ge-

fahren. Alles übrige Land hier unten in Asien, nebst den darunter liegenden Inseln, heißt Ostindien. Dahin gehen jährlich viele Deutsche.

Ostindien wird eingetheilt in Vorderindien, Hinterindien und die Inseln. Vorderindien und Hinterindien sind zwei Halbinseln; zwischen beiden ergießt sich ein Strom in das Meer, der der Ganges heißt. Deßwegen nennt man auch Vorderindien die Halbinsel diesseits, und Hinterindien die Halbinsel jenseits des Ganges.

Vorderindien hat 70,000 Quadratmeilen; durch den Fluß Indus wird es von Persien, und durch den Ganges von Hinterindien getrennt. Es ist ein sehr reiches Land; denn es bringt hervor Seide, Baumwolle, Getreide, Reis, Zucker, Pfeffer, Flachs, schöne Hölzer und Röhre, Edelsteine, Perlen, Gold und Elfenbein. Deswegen gehen die Leute, die geschwind reich werden wollen, so gerne nach Ostindien; unterdessen finden die mehresten ihr Grab, entweder im Meer, oder in Indien selbst, und von zehen kommt kaum Einer zurück, der etwas erworben hat.

Die

Die Einwohner werden auf hundert Millionen gerechnet. Sie sind theils Heiden, theils Muhammedaner, theils Christen. Das Land gehört theils Asiaten, theils Europäern.

Zu den asiatischen Herrn gehören die Perser, die einen Theil des nördlichsten Indien besitzen. Ausser diesen gibt es hier noch verschiedene indische Staaten; z. B. den Staat der Seiken, welcher eine Republik ist. Die vorzüglichste Stadt darin heißt Lahor; ferner das Land Nepal, das aus verschiedenen Fürstenthümern besteht; der Staat der Maratten. Ein Theil davon ist unter verschiedene Fürsten getheilt, die unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte stehen; der andere ist ein einziger, ungetheilter Staat. Die vorzüglichsten Städte sind Suratte, wovon aber der Hafen den Engländern gehört, und Punah. Von den Maratten sind auch noch verschiedene Länder abhängig.

Südlich und östlich vom Marattenstaate liegt das Reich Golconda, welches einem muhammedanischen Fürsten gehört, der sich Nizam von Decan nennt.

Noch südlicher liegt das Reich Mysore; die merkwürdigsten Städte sind Seringapatnam, welches im vorigen Kriege durch die Engländer erobert wurde, die daselbst unermeßliche Reichthümer erbeuteten, und fast das ganze Land sich unterwürfig machten, und Calicut, wo die Europäer verschiedene Waarenlager haben.

Aus Vorderindien stammen die Zigeuner her, welche manche Länder durchstreichen, und auch wohl hier und da in deutschen Provinzen sich sehen lassen. Ihre Vorfahren sollen im dreizehnten Jahrhunderte, bei Gelegenheit einer großen Staatsveränderung, ihr Vaterland verlassen haben.

Die Staaten der asiatischen Herren in Vorderindien sind wir nun durch. Jetzt wollen wir sehen, was die Europäer dort besitzen.

Die Ursache, weshalb mehrere europäische Völker sich Besitzungen in Ostindien zu verschaffen gesucht haben, ist der wichtige und einträgliche Handel mit den so sehr geschätzten ostindischen Waaren.

Das, was den Europäern dort gehört, ist in der That nicht wenig. Das Meiste besitzen freilich die Engländer, deren Besitzungen auf der West- und Ostseite Vorderindiens über 13,000 Quadratmeilen betragen.

Wie sind denn die Engländer zu einer so ungeheuren Strecke Landes gekommen?

Ob sie etwas davon gekauft haben, ist mir nicht bekannt; aber das ist wahr, ihre ersten Besitzungen erhielten sie dort im siebenzehnten Jahrhunderte, mit Bewilligung der Landeseingebohrnen. Eben so wahr ist es aber auch, daß sie jetzt zu den meisten Provinzen, die sie dort besitzen, durch Krieg und Eroberungssucht gekommen sind. Diese ungeheure Länderstrecke gehört indessen nicht etwa der englischen Regierung, sondern der englisch-ostindischen Handlungsgesellschaft, die aus Kaufleuten besteht, und dieselbe unter Oberherrschaft des Königs von England regiert. Von ihrer Regierung wird aber gar nicht viel Gutes erzehlt; wenigstens wirft man ihr vor, daß die Gesellschaft dabei mehr auf sich, als auf das Wohl

ihrer Unterthanen sehe. Die Zahl der Einwohner in diesen englischen Besitzungen beläuft sich auf zwanzig Millionen, und die englisch ostindische Kompagnie zieht daraus ein Sümmchen von wenigstens vierzig Millionen Thalern. Ungeachtet dieser so großen Einnahme, macht die Gesellschaft doch noch beträchtliche Schulden. Ob die 60,000 Mann Soldaten, unter denen sich etwa 10,000 Europäer befinden, und die vielen Kriege, die sie führt, daran Schuld seyn mögen, oder ob die ganze Wirthschaft der Regierung nicht viel tauge, weiß ich nicht.

Das ganze Land ist ausserordentlich fruchtbar, und man findet fast alles da, was in den übrigen Ländern Ostindiens gefunden wird. Besonders bringt es viel Reiß, Baumwolle, Seide, Pfeffer, Indigo hervor; auch Zimmet und Muscatbäume kommen hier und da sehr gut fort. Dabei verstehen die Einwohner auch allerlei vortrefliche Waaren aus Baumwolle und Seide zu verfertigen.

Die Hauptprovinz ist Bengalen, welche der Ganges durchströmt, und dort in meh-

rern Armen ins Meer fällt. In ihr liegt die Hauptstadt des ganzen englischen Reiches in Indien, Calcutta, an einem Arme des Ganges. In dieser Stadt wohnt der Generalgouverneur. Sie hat 600,000 Einwohner, treibt sehr starken Handel, und es befindet sich da eine Muhammedanische Universität.

Ausser ihr sind die merkwürdigsten Städte Madras und Bombay. Jene liegt auf der Ostseite Vorderindiens; Bombay aber liegt auf der Westseite; daher auch von hieraus mit Persien und Arabien ein starker Handel getrieben wird.

Ausser den Engländern haben noch folgende europäische Völker in Vorderindien Besitzungen:

1) Die Holländer, deren Besitzungen an der Ost- und Westküste zerstreut liegen, unter denen Cochin an der südwestlichen Küste der vornehmste Platz ist.

2) Die Portugiesen. Im sechzehnten Jahrhunderte waren diese unter den europäischen Völkern in Ostindien die mächtigsten; auch wa-

ren sie die ersten Europäer, die zur See einen Weg um Afrika herum nach Ostindien gefunden hatten, und unmittelbar mit den Indianern handelten. Ihre Besitzungen liegen auf der Westküste, und Goa ist darin die Hauptstadt und der Sitz des indischen Handels der Portugiesen.

3) Die Franzosen. Sie haben mehrere an den Küsten zerstreute Besitzungen, unter denen Pondichery an der Ostseite die vornehmste ist.

Endlich besitzen auch 4) die Dänen noch etwas in Vorderindien. Ihr Hauptort ist Trankebar. Die Dänen haben in Trankebar zur Bekehrung der indischen Heiden zum Christenthume eine Anstalt errichtet, um deren Gründung sich zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Deutscher, Namens Ziegenhalg, ungemein große Verdienste erworben, und auch einen Theil der Bibel zum Besten der indischen Heiden in die malabarische Sprache übersetzt hat.

Nun wollen wir nach Hinterindien spatzieren. Um dahin zu kommen, brauchen wir

nur von Calcutta in Bengalen aus über die verschiedenen Arme des Ganges zu setzen, und dann immer nach Osten zu zu reisen, so langen wir dort an. Hinterindien wird gegen Norden von dem chinesischen Reiche begrenzt, sonst aber überall, ausser wo es mit Bengalen zusammenstößt, vom Meere umgeben, weshalb man es auch die Halbinsel jenseit des Ganges nennt.

Es ist zwar bei weitem nicht so groß als Vorderindien, aber hat doch immer seine 40,000 Quadratmeilen. Ganz so fruchtbar und angebaut, wie Vorderindien, ist es auch nicht. Ein sehr großer Theil des Landes ist vielmehr mit ungeheuern Waldungen bedeckt. Unterdessen gibt es doch allerlei artige Sachen dort; z. B. Zucker, Baumwolle, Seide, Zinn, Gold, Edelsteine, Pfeffer, vortreffliche Holzarten, die zum Theil zum Schiffsbau gar herrlich zu gebrauchen sind; auch viel Elephanten kann man dort zu sehen bekommen.

Noch muß ich unter den schönen Dingen dieses Landes eine Art Vogelnester anführen, welche auf den Tafeln der vornehmen Herren mit vielem Appetite gespeist werden. Diese Ne-

ster sind freilich nicht von solchen Schwalben, wie wir sie bei uns haben; sondern von einer ganz andern Art Schwalben, die kaum so groß als ein Zaunkönig sind, und nur in Ostindien, in manchen Gegenden des festen Landes, noch häufiger aber auf den dortigen Inseln gefunden werden. Das Nest eines solchen Vogels hat ungefähr die Größe und Gestalt eines halbdurchschnittenen Gänseeies. Man sammelt jährlich wohl mehrere Millionen solcher Nester, und versendet sie in asiatische und europäische Länder. Ehe so ein Nestchen bis nach Deutschland kommt, mag es ziemlich viel kosten; denn schon an Ort und Stelle muß man für Eines sechs bis acht Groschen bezahlen. Wirklich habe ich auch gehört, daß man hier bei uns Eines mit einem Laubthaler bezahlen müsse. Ob dies wahr ist, weiß ich nicht; denn ich selbst habe mir nie Eines gekauft.

Woraus besteht denn nun aber ein solches Nest? Manche glauben, der Vogel, den man indianische Schwalbe, auch wohl Salangane nennt, bereite es sich aus allerlei gewürzhaften Seegewächsen und weichen Seewürmern;

andere hingegen wollen bemerkt haben, er mache es aus den besten und kräftigsten Ueberbleibseln seiner genossenen Nahrungsmittel, die aus allerlei Wasserinsekten bestehen.

Die Einwohner in diesem Lande sind etwas träger Natur, und wissen daher auch von Manufakturen und Handel bei weitem nicht so viel, als ihre Brüder jenseit des Ganges. Ihrer Religion nach sind die Einwohner theils Muhammedaner, theils Heiden, theils Anhänger der Lamaischen Religion.

Hinterindien besteht aus mehrern Königreichen, unter denen Burma, das mit Pegu unter einem Oberhaupte steht, Siam, Laos, Cochinchina, Tunkin und Cambodia die vornehmsten sind. Die merkwürdigsten Städte sind Awa und Pegu. Nach der ersten wird auch das ganze Reich Burma, dessen Hauptstadt sie ist, das Königreich oder Kaiserthum Awa benannt. Der Beherrscher dieses Reichs führt den sonderbaren Titel: König der Könige, Verwandter der Götter, Bruder der Sonne, Vetter des Mondes, Gebiether der Ebbe und Fluth,

Besitzer des weißen Elephanten, Herr der vier und zwanzig weißen Sonnenschirme u. s. w. Man kann nicht sagen, daß Hinterindiens Könige friedlich mit einander leben; vielmehr herrscht unter ihnen fast ein unaufhörlicher Krieg. —

Der schmale Landstrich Hinterindiens, der hier links so tief ins Meer hinunter reicht, heißt Malakka. Hier gibt es vorzüglich gutes Zinn, viel Pfeffer und Elephanten. Auch treiben seine Einwohner, die man Malayer nennt, und welche ihrer Religion nach Muhammedaner sind, viel Schiffahrt und Handel, und leben unter verschiedenen Fürsten. Engländer und Holländer haben an der Westküste von Malakka einige Besitzungen, und treiben hierher ein grosses Handelsverkehr. Die Stadt Malakka gehört den Holländern.

Jetzt sind wir mit dem festen Lande Ostindiens fertig; nun wollen wir eine Seereise antreten, und die vornehmsten Inseln besuchen, welche um Ostindien herum liegen, und dazu gerechnet werden.

Auf den meisten dieser Inseln spielen europäische Völker die Herren, und haben dort

Besitzungen und Handelsniederlagen. Diese Inseln sind es, welche vorzüglich die hitzigen Gewürze und andere dergleichen Spezereien hervorbringen, für welche die Europäer jährlich so viel Geld ausgeben.

Wir wollen von Malakka aus unsere Reise anfangen. Jetzt segeln wir durch die Meerenge, an welcher Malakka liegt, und die deshalb auch die Meerenge von Malakka genannt wird, immer östlich an Hinterindien hin, und kommen so in das chinesische Meer. Dort werden wir, Hinterindien gegen über, ein Häufchen Inseln gewahr. Bei diesen wollen wir zuerst anlanden. Es sind die sogenannten Philippinen.

Sie sind sehr fruchtbar, und bringen Gold, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Kampher, Indigo, Tabak und Cacaobohnen, woraus die Schokolate gemacht wird, in Ueberfluß hervor. Die Einwohner bestehen aus einem Gemisch von allerlei südasiatischen Völkern. Sie stehen unter der Oberherrschaft der Spanier, und die zwei vorzüglichsten darunter sind Manilla oder Lüßon und Mindanao. Auf der ersten liegt

auch die Hauptstadt gleiches Namens, wo der spanische Statthalter wohnt.

Wenn wir von Mindanao südwärts fahren, so kommen wir sogleich an eine mehr lange als breite Insel. Es ist die Insel Celebes, welche über 4000 Quadratmeilen und 3 Millionen Einwohner enthält; Gold, Edelsteine, Wachs und die beste Baumwolle in Indien hervorbringt, auch große Wälder von lauter Kokosbäumen hat.

Der Kokosbaum ist ein ausserordentlich merkwürdiger Baum. Für die Gegenden, worin er häufig wächst, welches besonders die ostindischen, westindischen und Südseeinseln, Afrika und Südamerika sind, ist er eine große Wohlthat Gottes. Denn von diesem Baume machen die Einwohner jener Länder gar mannichfaltigen Gebrauch. Aus seinen Blättern, welche volle drei Ellen lang und über eine Elle breit sind, verfertigt man Körbe, Hüte, Segelgarn, Matten, Leinwand; aus dem Holze baut man Häuser, und macht aus ihm allerlei Tischlerarbeiten. Die Früchte, welche er trägt, können auch auf sehr verschiedene Art gebraucht werden. Mit ihnen

kann man sich nicht nur Hunger und Durst stillen, sondern sie auch noch sonst auf mancherlei Art benutzen.

Es wachsen auf demselben eine Art Nüsse, die wohl die Größe eines kleinen Kinderkopfs bekommen. Die Schale dieser Nüsse wird von einer weichen faserigen Hülle, woraus man Stricke und andere Gewebe macht, umgeben. Aus der eigentlichen Schale aber, worin der Kern sich befindet, macht man Trinkgeschirre, Löffel und dergleichen Dinge. Wenn die Frucht erst halb reif ist, so ist die Schale mit 1 bis 1 ½ Nöfsel Wasser angefüllt, das eben so gesund als schmackhaft ist. So wie die Nuß älter und reifer wird, verdickt sich dieser Saft zu einem Kerne, welcher aber immer noch in seiner Höhlung Saft behält, so daß man den Kern zur Stillung des Hungers und des Durstes brauchen kann.

Ich könnte noch manches von diesem sonderbaren Baume erzehlen; aber es ist Zeit, daß wir unsere Reise weiter fortsetzen. Doch vorher noch etwas von Celebes. Diese Insel wird von mehrern inländischen Königen beherrscht. Aber die eigentlichen Oberherren derselben sind die Hol-

länder, die an den Küsten ihre Besitzungen haben, unter denen Rotterdam die Hauptfestung ist, und an der Südwestseite der Insel liegt.

Nach Osten und nach Süden hin, nahe bei Celebes, werden wir zwei Häufchen Inselchen gewahr. Dies sind die berühmten, für die Herren Holländer so einträglichen Gewürzinseln, welche man auch die Molukken nennt. Aus ihnen holen die Holländer die theuern Gewürze, welche unter dem Namen Gewürznelken (oder eigentlich Gewürznägelein), Muskatenblühte und Muskatennüsse bekannt sind. Um diese Gewürze immer in einem guten Preise, und den Handel damit für sich zu behalten, verstatten die Holländer den Anbau dieser Gewürze nur auf einigen wenigen Inseln, auf den übrigen rotten sie dieselben aus.

Man theilt übrigens die molukkischen Inseln, welche meistens aber nur klein sind, in die nördlichen und in die südlichen Molukken. Die nördlichen, welche ostwärts von Celebes liegen, sind die eigentlichen Gewürzinseln. Ternate, Amboina, Banda, sind die vorzüglichsten dieser Inseln. Die südlichen Molukken aber lie-

gen südwärts unter Celebes. Auf diesen haben die Holländer nicht so viel als auf jenen zu befehlen.

Unter den Einwohnern dieser Inseln sind besonders merkwürdig die schwarzen Portugiesen, welche von den ersten, im sechzehnten Jahrhunderte hieher gekommenen Portugiesen abstammen, die sich hier mit schwarzen Weibern verheiratheten. Sie haben sich von ihrem Mutterlande Portugal schon längst ganz losgerissen, eigene kleine Staaten gestiftet, und sind so verwildert geworden, daß sie kaum noch dem Namen nach Christen genannt werden können.

Wenn man von Celebes westwärts segelt, so kommt man bald an eine sehr große Insel, welche Borneo heißt. Sie ist noch beträchtlich größer, als ganz Deutschland, denn sie enthält an 14,000 Quadratmeilen. Das Innere dieser Insel ist nicht so gut bekannt als die Küsten, und wird von wilden Völkern bewohnet. Die Küstenbewohner sind der muhammedanischen Religion zugethan, und in mehrere Staaten vertheilt. Das ganze Land ist übrigens wenig bevölkert und wenig angebaut. Dennoch bringt es

allerlei hervor, das die Holländer, die hier und da an den südlichen und westlichen Küsten Besitzungen haben, hingelockt hat. Zu diesen Erzeugnissen der Insel gehören unter andern: Gold, Diamanten, Pfeffer, die oben erwähnten indianischen Vogelnester, vortrefflicher Kampher, Sago und Drachenblut.

Sago sind kleine Körnchen, welche aus dem Marke des Sagobaumes gemacht werden; Dieser wächst hier auf der Insel Borneo und auch in andern südöstlichen Ländern Asiens. Aus dem Marke desselben kann man ein ordentliches Mehl machen, das ausserordentlich nährend und gesund ist. Das Drachenblut sieht blutroth aus, und ist ein Harz, das aus dem sogenannten Drachenbaum fließt, und von den Aerzten gebraucht wird. Das ächte ist aber in Europa selten zu haben.

Unter den Thieren, die man hier findet, ist das merkwürdigste der Orang-Utang oder Waldmensch. Es ist dies eine Art von Affen, welche meistentheils, wie die Menschen, aufrecht gehen. Man hat ihn auch wegen dieser und wegen mancher andern sehr auffallenden Aehnlich-

keit

keit mit dem Menschen, den Namen Waldmensch gegeben. Ein berühmter französischer Naturforscher, der Graf Büffon, erzehlt von einem solchen Orang-Utang, den er zu Paris sah, folgende sonderbare Dinge: Dieser Orang-Utang ging beständig aufrecht, setzte sich ordentlich zu Tische, aß mit Messer und Gabel, schenkte sich sein Gläschen Wein ein; stieß mit seinen Tischgesellschaftern, wenn eine Gesundheit getrunken wurde, an die Gläser, hing sich beim Essen die Serviette vor, wischte sich damit den Mund ab, wenn er gegessen oder getrunken hatte. Wenn ihn jemand besuchte, reichte er ihm die Hand, begleitete den Fremden beim Weggehen bis zur Thüre, ging mit seinem Herrn und andern in Gesellschaft spazieren. Kurz, er that alles nach, was er die, welche um ihn waren, machen sah. — Orang-Utange gibt es nun auch auf der Insel Borneo, und zwar besonders eine kleine Art von der Größe eines drei- bis vierjährigen Kindes. Denn es gibt auch andere, welche Mannsgröße haben, dergleichen man in manchen Gegenden von Afrika häufig findet.

Südwärts von Borneo liegt die Insel Java. Das ist die Insel, worauf die berühmte

Stadt Batavia liegt. Diese Insel enthält 2400 Quadratmeilen und über zwei Millionen Einwohner. Ob es gleich hier mehrere inländische Staaten gibt, so sind doch eigentlich die Holländer die wahren Oberherren der Insel, und wissen durch ihre Festungen, welche sie in allen Gegenden der Insel haben, die javanischen Fürsten in Unterwürfigkeit von sich zu erhalten. Java bringt Pfeffer, Ingwer, Reiß, Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere Dinge, womit die Herrn Holländer beträchtliche Summen verdienen, in großem Ueberfluß hervor. Hier hat nun schon mancher Europäer sein Glück versucht, und es ist nicht zu läugnen, daß mancher sehr reich geworden ist. Dessen ungeachtet hätte ich doch keine große Lust, hier zu wohnen; denn die Luft ist hier so ungesund, daß bei weitem die meisten Einwohner, welche hierher kommen, zeitig sterben.

Der Hauptort der ganzen Insel, und zugleich die Hauptstadt aller holländischen Besitzungen in Indien, ist die schon erwähnte Stadt Batavia. Es ist eine große und gut gebaute Stadt, wohl befestigt, und nach Art der hol-

ländischen Städte, mit einer Menge Kanälen durchschnitten. Sie hat wenigstens 200,000 Einwohner, unter denen etwa 12,000 Europäer seyn mögen. Was von der ungesunden Luft auf Java überhaupt gesagt worden ist, gilt besonders auch noch von der Stadt Batavia, weßhalb hier viele bei allen ihren Schätzen im Grunde doch ein elendes Leben führen. In dieser Stadt ist der Sitz der Regierung aller Besitzungen der Holländer in Indien, und die Hauptniederlage der ostindischen Waaren, womit die Holländer handeln.

Von der Insel Java wird westwärts durch eine Meerenge die Insel Sumatra getrennt, welche 8000 Quadratmeilen groß ist, und, so wie Java, viel Pfeffer, Ingwer, Kaffee, Baumwolle, auch Wachs, Indigo und noch manche andere Sachen hervorbringt. Auch diese Insel ist in mehrere Staaten getheilt, deren Einwohner theils Muhammedaner, theils Heiden sind. Ausserdem haben noch Engländer und Holländer Besitzungen hier. Den erstern gehört unter andern die Stadt Benkulen, den letztern Palembang.

Die vier großen, eben jetzt beschriebenen Inseln: Sumatra, Java, Borneo, Celebes, nebst mehrern kleinen, nahe bei den größern liegenden, belegt man auch mit dem gemeinschaftlichen Namen: die Sundischen Inseln.

Wenn wir von Sumatra nordwärts in den sogenannten bengalischen Meerbusen, der zwischen Vorder- und Hinterindien ist, hinein segeln: so bemerken wir nahe an Hinterindien eine lange Reihe von kleinen Inselchen. Davon nennt man die südwärts liegenden die Nikobarischen, und die nordwärts liegenden die Andamanischen.

Als Herren der nikobarischen Inseln sehen sich die Dänen an, und auf der einen dieser Inseln, welche Nankaweri heißt, befindet sich auch eine Kolonie der Brüdergemeine oder Herrenhuter, welche durch Vermittelung der dänischen Missionsanstalt in Trankebar hier eine Niederlassung gefunden hat.

Bisher hatten wir auf unserer Seereise meistens immer nur wenige Meilen von einer

Insel zur andern zu reisen; nun aber müssen wir schon ein Mal eine etwas stärkere Fahrt vornehmen. Wir setzen uns also auf einer der nikobarischen Inseln auf unser Schiff, und segeln immer westwärts; so kommen wir nach der etwa 150 Meilen von den Nikobaren entfernten Insel Ceylon.

Diese über 1700 Quadratmeilen große Insel bringt nebst solchen Dingen, welche man auch auf andern ostindischen Inseln und in vielen Gegenden des festen Landes von Ostindien findet, vorzüglich etwas hervor, was man nirgends so gut als hier findet, nämlich den Zimmet oder Canel, der vielen Speisen einen so angenehmen Geschmack gibt. Dieser Zimmet ist die innere Rinde des Zimmetbaums, und der Handel damit brachte den Holländern schon manches ansehnliche Sümmchen ein. Denn um den Ceylonschen, als den besten Zimmet, in gutem Preise zu erhalten, erlaubten sie jährlich nur eine bestimmte Menge davon auszuführen.

Zu den Naturmerkwürdigkeiten der Insel Ceylon gehört auch ein sehr hoher Berg,

Er heißt der Pic-Adams, oder Adamsberg. Seine Höhe kann man daraus beurtheilen, daß derselbe, obgleich Ceylon in dem allerheißesten Himmelsstriche liegt, doch Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt ist.

Die Einwohner dieser Insel sind theils Eingebohrne, theils Holländer.

Die Eingebohrnen wohnen im Innern dieser Insel, und bestehen wieder aus Wadassen, einem noch sehr rohen Volke, das die nördlichen Gebirge der Insel bewohnt, und aus den Cingalesen, welche ein sehr gesittetes Volk sind, das in mehrere kleine Staaten vertheilt lebt, unter denen das Königreich Candy das vorzüglichste ist.

An den Küsten herum wohnen die Holländer, welche sich hier und da angebaut haben, und sonst im alleinigen Besitz des auswärtigen Handels dieser Insel waren.

Jetzt haben aber die Engländer Ceylon, weil sie während des letzten Kriegs, bis auf die Besitzungen auf der Insel Java, den Holländ-

dern fast alles in Ostindien weggenommen hatten; durch den Frieden zu Lüneville aber, Ceylon ausgenommen, ihnen alles Eroberte wieder zurückgegeben haben.

Der Hauptort unter den ehemaligen Besitzungen der Holländer auf der Insel Ceylon ist die Stadt Colombo, welche auf der Westseite der Insel liegt.

Westwärts von Ceylon liegt eine große Menge kleine Inseln, und darüber, westwärts von Vorderindien, ist noch ein anderes kleines Häufchen. Den großen Inselhaufen nennt man die malebivischen und die kleinern die lakedivischen Inseln.

Es würde uns aber nicht sehr die Mühe lohnen, eine Reise dorthin zu machen. Daß nur wenig dort zu holen sey, müssen die Engländer, Holländer, Portugiesen und andere Europäer, welche, seit dem sechzehnten Jahrhunderte, Ostindien zu ihrer Goldgrube machten, wohl wissen. Denn sie haben sich nicht die Mühe geben mögen, auf diesen Inseln ihre Herrschaft zu gründen.

Beide Inselhaufen bringen indessen viel Kokosbäume hervor, und auf den Malediven, die aus mehr als 10,000 Inselchen bestehen sollen, findet man in großem Ueberflusse eine ganz kleine Muschelart, Kauris genannt, die in vielen Gegenden Asiens und Afrikas als Scheidemünze gebraucht wird. Jeder Inselhaufe steht unter einem eignen Fürsten.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: April 2010

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 003 459 560 4